JOSEPHINE.

Napoleon und seine Helden

oder

Immortellen auf das Grab der gefallenen Größe.

Sammlung der verbürgten Anekdoten und Charakterzüge, Meinungen und Ansichten von Napoleon und seinen berühmtesten Zeitgenossen.

Herausgegeben

von

Dr. C. F. R. Auer.

Zweites Bändchen.

Mit Josephinens Bildniß.

Leipzig, 1833.
Bei Christian Ernst Kollmann.

Vorrede.

Die geneigte Aufnahme, welche das erste Bändchen dieser Sammlung gefunden hat, veranlaßt den Herausgeber, das zweite demselben unmittelbar folgen zu lassen.

Die drei ersten Bändchen werden für Denjenigen, der sich in Napoleon, seinen Karakter und seine Schicksale hineindenken oder sich an einzelne Ereignisse seines thatenreichen Lebens erinnern und ihn auf seinem interessanten Wege begleiten will, (für diese Klasse von Lesern ist das Ganze bestimmt) ungefähr eine Hauptansicht seines Wollens und Wirkens aus jener Zeit gewähren, wo die Welt noch golden vor ihm lag und eine gewisse bestimmte Richtung, die ihn zur Einseitigkeit hätte verleiten können, noch nicht vorhanden war. Wir halten uns dabei zunächst an die Denkwürdigkeiten von Bourrienne, Savary, Constant u. A. Der Er-

stere dieser Schriftsteller hat in den ersten Bänden seiner Memoiren Napoleon ziemlich treu geschildert, bis auf einzelne Punkte, welche offenbar in späterer Zeit nachgeflickt sind; nach seinem Bankrut ergreift ihn ein finsterer Haß, und Hypochondrie und Gemeinheit der Seele gehen so innig verschwistert mit einander, die Brotschriftstellerei tritt so auffallend hervor, daß es ekelhaft wird, ihn zu lesen. Savary irrt auf der entgegengesetzten Seite, ohne jener Niedrigkeit der Gesinnungen fähig zu seyn, die das Große entweder blindlings lobt, oder, weil sie es nicht zu würdigen weiß, blindlings tadelt. Der bescheidene Constant wird uns aus dem häuslichen Leben des Helden manchen guten Zug leihen.

Es liegt nicht in der anspruchslosen Tendenz dieser Schrift, in zweifelhaften Fällen irgend eine bestimmte Behauptung aufstellen zu wollen: vielmehr wird der Leser in den Stand gesetzt werden, das Für und Wider selbst zu beurtheilen, indem wir am gelegenen Orte dasjenige beibringen oder nachholen, wodurch eine aufgestellte Ansicht bekräftigt oder berichtigt werden kann. In gar vielen Fällen gewährt es ein hohes Interesse, zu beobachten, wie der Mann verkannt wird und dann zu sehen, wie trübe zu jeder Zeit das Glas ist, womit die liebe Alltäglichkeit jede außerordentliche Erscheinung betrachtet.

Indem der Herausgeber dieses schreibt, werden in der Revue de Paris Bedenklichkeiten gegen die Ächtheit der, dem Helden zugemessenen Erzäh-

lung von Giulio's Abentheuern aufgestellt. Der Streit darüber scheint unerheblich; denn die Erzählung hat Napoleon allerdings nicht gemacht, sondern nur die Idee und eine improvisatorische Entwickelung derselben ist ihm zugeschrieben worden. Dies aber kann um so richtiger seyn, als, wie erwähnt wird, eine Geschichte ähnlicher Art sich in Frankreich wirklich zugetragen haben soll.

Im dritten oder vierten Bändchen, wo Napoleon auf eine gewisse Stufe gelangt, die Richtung seiner Thätigkeit für immer entschieden ist und sein Karakter und seine Pläne sich hiernach mehr oder weniger modificiren: werden wir mit jenem angenehmen Gefühl, das Jeden durchdringt, der seine Karrière gemacht sieht und nur einen Rückblick auf seine Schicksale und den Gang seiner Entwickelung wirft — der Rückerinnerung Napoleons an die Vergangenheit einige Bändchen weihen. In dem sich selbst bewußt gewordenen Geiste des Ersten Konsuls werden nicht mehr dunkle verworrene Bilder, sondern konsistente Gegenstände sich abspiegeln. Diese Art der Behandlung scheint uns für den vorliegenden Stoff die zweckmäßigste: mit Bonapartes Konsulate schließt ein Abschnitt seines Lebens, eine ungeheure Laufbahn ist zurückgelegt; seine Ideen, die ungeachtet der Besonnenheit und ruhigen Klarheit des ihm innewohnenden Geistes doch noch keine bestimmte Richtung gefunden hatten, weil es ihm an Selbstständigkeit gebrach, — jene Ideen, die nur Nebelbilder eines Ossian waren und auf der dun-

keln Zukunft so wenig einen haltbaren Grund fanden, wie die Schatten im Mondlicht, gewinnen Umriß und die harte Wirklichkeit tritt an ihre Stelle. Unter der Kaiser-Regierung verschwinden die Nebelgestalten gänzlich; sie kehren erst auf St. Helena zurück, und man erkennt hier nicht ohne Wehmuth, daß sie am Ende den Menschen glücklicher machen können, als alles Dasjenige, was wir real nennen, und wonach der Sterbliche, der einen außerordentlichen Beruf in sich trägt, mit solcher Leidenschaft strebt.

Von diesem Gesichtspunkte aus bittet der Herausgeber sein Unternehmen zu betrachten und ihm freundliche Nachsicht nicht zu versagen.

76.

Auf seinen Reisen sprach Bonaparte oft von den Helden der Vorzeit, besonders von Alexander, Cäsar, Scipio und Hannibal, und legte dabei eine vollständige Kenntniß von den Örtlichkeiten und den Kräften der kriegführenden Parteien an den Tag. Er hatte die alte und neue Strategie förmlich studirt. In der großen Kunst, Krieg zu führen, war Nichts seinem Genie entgangen.

Als er, auf der Reise nach Dijon (6. Mai 1800) gefragt wurde, ob Alexander oder Cäsar ihm lieber sey, entgegnete er: „Alexander verdient meines Erachtens den Vorzug. Indeß erregt Cäsars schöner Feldzug in Afrika meine Bewunderung. Aber ich gebe dem Könige von Macedonien wegen des Entwurfs, besonders aber wegen der Ausführung seines Feldzugs nach Asien den Vorrang. Man muß nicht die mindeste Idee von der Kriegskunst haben, wenn man diesen Fürsten tadelt, weil er sich bei der Belagerung von Tyrus 7 Monate aufhielt. Ich wäre 7 Jahre davor liegen geblieben, wenn es nöthig gewesen wäre. Hierüber stellt man in den Schulen

gelehrte Untersuchungen an, aber ich für meinen Theil betrachte die Belagerung von Tyrus, die Eroberung von Ägypten, und die Reise nach der Oase des Jupiters Ammon, als Beweise von dem Genie dieses großen Feldherrn. Er wollte dem König von Persien, von dem er, so zu sagen, nur eine schwache Vorhut beim Granikus und zu Issus geschlagen hatte, die Zeit lassen, alle seine Kräfte zu sammeln, um diesen Koloß, den er nur erst erschüttert hatte, mit Einem Schlage vollends umstürzen zu können. Hätte Alexander den Darius in seine Staaten verfolgt, so würde er sich zu gleicher Zeit von seinen Verstärkungen entfernt und nur noch hie und da zerstreute Truppen angetroffen haben. Diese hätten ihn vielleicht in ihre Wüsteneien gelockt und seine Armee wäre darin begraben worden. Indem er dagegen auf der Einnahme von Tyrus bestand, sicherte er seine Verbindungen mit Griechenland, das er so sehr liebte, für das er Alles that, wie ich für Frankreich, und dessen Ruhm er als den seinigen betrachtete; und dadurch, daß er sich des reichen und mächtigen Ägyptens bemeisterte, nöthigte er Darius, zu dessen Vertheidigung oder Befreiung herbeizueilen und ihm bis zur Hälfte des Weges entgegenzukommen. Es war seinen Planen förderlich, daß er, das exaltirte Gemüth der Morgenländer benutze, sich von ihnen als dem Sohne Jupiters huldigen ließ. Es ist bekannt, welchen Eindruck dies machte. Deswegen hat er auch, ob er gleich schon im 33sten Jahre starb, einen unsterblichen Ruhm hinterlassen."

77.

Im gesellschaftlichen Umgange soll Bonaparte eigensinnig, jedoch dabei selten beleidigend gewesen seyn. Wenn ihn üble Laune anwandelte, so war sie vorübergehend wie eine Wolke und ergoß sich in Worten. Wenn er im Ernst Schimpfworte und derbe Verweise ertheilte, wenn sein Zorn eigentlich ausbrach, so war dieses Alles im Voraus berechnet und studirt*). Mußte er Jemand seine Unzufriedenheit zu erkennen geben, so fand er sich durch die Gegenwart von Zeugen ermuthigt; alsdann waren seine Anreden immer hart, heftig und demüthigend, mit Einem Schlage konnte er zu Boden werfen; aber er war mit diesen hitzigen Ausbrüchen sparsam und sie entsprangen immer aus der offenbar erwiesenen Schuld derer, welche sie über sich ergehen lassen mußten.

Wenn er mit Jemand privatim zanken wollte, sagt Bourrienne, so mußte immer ein Dritter zugegen seyn**). Dieses flößte ihm größere Kühnheit

*) Bonaparte liebte die unnützen Worte nicht; wo er also sprach, wollte er durchdringen. Ein Wesen obiger Art ist bei Männern seines Karakters oft zu finden; ein einziges berechnetes Wort von ihnen wirkt mehr als tausend unüberlegte Vorwürfe.

**) Auch dieser Zug ist sehr einfach. Ein Verweis, den ein großer Mann in Gegenwart eines Dritten ertheilt, ist ganz anderer Art, als der, den er unter vier Augen giebt. Es scheint sogar unpassend für Männer in Napoleons Sellung, da, wo sie Verweise ertheilen wollen, sich ein tête-á-tête zu geben.

ein, denn wenn man mit ihm allein war, und seinen Karakter gut kannte, so konnte man, mit Hülfe von vieler Kaltblütigkeit, Offenheit und Ruhe, beinahe versichert seyn, den Sieg über ihn davon zu tragen*).

78.

Das Geläut der Glocken brachte auf Bonaparte eine wunderbare Wirkung hervor; er hörte es mit Entzücken. „Wenn wir in Malmaison waren," erzählt Bourrienne, „und in der Allee, die nach der Ebene von Ruel führt, lustwandelten, wie oft haben nicht da die Töne der Glocke dieses Dorfes unsere ernsthaften Gespräche unterbrochen! Er blieb stehen, damit nichts von dem köstlichen Nachhall durch das Geräusch unserer Tritte verloren gehen möchte. Er wurde fast böse auf mich, daß ich nicht die nämlichen Eindrücke empfand wie er; die Wirkung dieser Töne auf seine Sinne war so stark, daß seine Stimme ganz gerührt war, wenn er dann zu mir sagte: „„Dies erinnert mich an die ersten Jahre meines Aufenthalts in Brienne. Damals war ich glücklich**)."" Hierauf verstummte die Glocke wie=

*) Schwerlich war dies der richtige Grund, warum Bonaparte bei den Verweisen, die er gab, die Zeugen liebte.

**) Dieser Zug zeugt von einem sanften Gemüth. Auf welchen gefühlvollen Menschen machte nicht entfernter

der, und er vertiefte sich aufs Neue in seine riesenmäßigen Träume, schwang sich in die Zukunft, setzte eine Krone auf sein Haupt, und stürzte Könige vom Thron."

79.

Nirgends, außer auf dem Schlachtfelde, war Bonaparte vergnügter, als in seinen Gärten von Malmaison, wo er alle Regierungs-Sorgen abschüttelte. In den ersten Zeiten des Konsulats fuhr er alle Sonnabend Abends dorthin, und blieb Sonntags, auch wohl Montags dort.

Einst ging er daselbst mit Frau von Clermont-Tonnerre, nachherigen Frau von Galaru, deren bezaubernde Unterhaltung ihm ungemein gefiel, spazieren. Auf einmal unterbrach er sie schnell und sagte: „Frau v. Clermont-Tonnerre, was denken Sie von mir?" Diese unerwartete Anrede machte die Antwort kitzlich und schwer. „General," erwiederte sie nach kurzem Bedenken, „ich denke, daß Sie einen

---

Glockenschall, besonders bei abendlicher Stille, einen wunderbaren Eindruck? Wer versänke nicht dabei in Erinnerungen an eine schönere Zeit? Bei Bonaparte kam vielleicht der Gedanke an die rastlos eilenden Stunden und an seine riesigen Vorsätze hinzu! Es ist gefährlich, sich diesen Eindrücken zu überlassen; man versinkt in Schwermuth und verliert die Kraft zu handeln; darum auch Bonaparte sogleich wieder seine Seele mit andern Betrachtungen füllte.

geschickten Baumeister gleichen, der das Denkmal, das er errichtet, erst dann sehen lassen will, wenn es vollendet seyn wird. Sie bauen hinter einem Gerüste, das Sie niederreißen werden, wenn Sie fertig sind." — „Ja wohl, Madame," sagte Bonaparte mit unglaublicher Lebhaftigkeit, „Sie haben ganz recht; ich lebe immer zwei Jahre im Voraus."

Malmaison und seine Umgegenden befanden sich damals in sehr traurigem Zustande. Josephine hatte dieses Landgut während Bonapartes Abwesenheit in Ägypten für 160,000 Fr. gekauft. Der Weg dahin war weder schön, noch bei Abend sicher. Man mußte an Steinbrüchen vorbei, welche sich zwischen Le Chant du Coq und Nanterre bis an den Rand der Landstraße erstreckten. Die Gegend war öde und menschenleer. Bourrienne und Constant sprachen von mehrern Nachstellungen, die man hier dem Ersten Konsul machte, die aber mißglückten. Zuletzt mußten die Steinbrüche zugeschüttet werden. Auch von einem Vergiftungs-Versuche durch Schnupftaback erzählt Constant, dem der Erste Konsul zu jener Zeit in Malmaison ausgesetzt war; man hatte seine Dose vertauscht, und nur seine große Aufmerksamkeit war Ursach, daß er den Betrug entdeckte.

80.

Es gewährte Bonaparte auf dem Lande großes Vergnügen, wenn er ein Frauenzimmer von hohem

und schlankem Wuchs und weiß gekleidet in einer schattigen Allee lustwandeln sah. Farbige Kleider konnte er nicht leiden, besonders dunkle, und die Frauenzimmer, die zu dick waren, mißfielen ihm ganz und gar. Schwangere Frauen erregten bei ihm einen unüberwindlichen Widerwillen, und selten lud er sie zu Feierlichkeiten oder Gastmahlen ein.

Er war mit Allem begabt, was erforderlich ist, um in der Welt für einen liebenswürdigen Mann zu gelten, nur nicht mit dem Willen, es zu seyn. Er imponirte zu sehr, als daß er angezogen hätte, und wenn man ihn nicht genau kannte, so empfand man in seiner Gegenwart eine Ängstlichkeit, deren man sich nicht erwehren konnte. In jenem Salon, wo Josephine mit so vieler Anmuth und Leutseligkeit die Wirthin machte, athmete man nichts als Offenheit und Frohsinn, so lange der Herr des Hauses nicht zugegen war; kam er, so änderte sich Alles, und alle Blicke richteten sich auf sein Gesicht, um seine Gemüthsstimmung darauf zu lesen, ob er still oder gesprächig, munter oder zurückhaltend seyn werde.

Er sprach zuweilen viel und manchmal vielleicht ein wenig zu viel, wenn seine Laune es so mit sich brachte; aber seine Art zu erzählen war höchst angenehm und wirklich hinreißend und ganz eigenthümlich. Seine Gespräche betrafen selten muntere oder spaßhafte Gegenstände, und niemals elendes Zeug. An Disputationen hatte er eine solche Freude, daß man ihn in der Hitze derselben leicht veranlassen konnte, seine verborgensten Geheimnisse zu verrathen.

Manchmal fand er ein Vergnügen daran, in einem kleinen Kreise Geschichten von Ahnungen und Gespenstern zu erzählen. Dieses geschahe immer des Abends, und er bereitete jedesmal durch eine feierliche Sentenz seine Zuhörer darauf vor. Einst fing er z. B. damit an: „Wenn der Tod in der Ferne eine Person trifft, die uns theuer ist, so kündigt uns fast jedesmal eine Ahnung dieses Ereigniß an, und der vom Tode Ereilte erscheint uns im Augenblicke seines Verlustes *)." Hierauf erzählte er folgende Anekdote: „Ein vornehmer Herr vom Hofe Ludwigs XIV. befand sich in der Gallerie von Versailles, als dieser Monarch seinen Hofleuten das Bulletin von der durch Villars gewonnenen Schlacht bei Friedlingen vorlas. Auf einmal sieht der Hofmann den Schatten seines unter Villars dienenden Sohnes am Ende der Gallerie und ruft aus: Mein Sohn ist nicht mehr! Wirklich nannte ihn der König gleich darauf unter den Todten."

81.

Bonaparte beschränkte sich nicht darauf, dann und wann Geschichten zu *erzählen*; er liebte es auch, deren aus dem Stegreife zu *erfinden* und sie

*) Daß Bonaparte an diese Erscheinungen glaubte, lag bei ihm, wie bei allen bedeutsamen Menschen, in der Natur. Man sehe das in Nr. 3. *Anmerkung* angezeigte Werk.

vorzutragen. Wir lernen hier eine neue Seite an ihm kennen; wenn seine rastlose Thätigkeit keine realen Gegenstände fand, mußte die Einbildungskraft ihr Stoff verleihen. Seine Improvisationen gingen gewöhnlich in das Reich des Unheimlichen und Wunderbaren; wie er es denn auch liebte, sie im abendlichen Dunkel vorzutragen. Ein ungemein Karakterisirender Zug.

Noch in dem ersten Jahre nach seiner Thronbesteigung war Bonaparte gewohnt, die Abende, welche er den Geschäften abbrechen konnte, in den Zimmern der Kaiserin zuzubringen. Er warf sich hier auf einen Sopha und blieb in ein tiefes Schweigen vergraben, das Niemand zu stören wagte. Oder er improvisirte eine jener Erzählungen, die seine Umgebungen gewiß nicht langweilten, weil er, von der Einbildungskraft fortgerissen, in eine Begeisterung übergehen konnte, daß Alles um ihn her verschwand und seine Worte gleichsam l e b t e n. Bourrienne theilt eine jener Improvisationen mit, zu welcher Napoleon den Stoff aus einer Geschichte, die vor der Revolution sich in Lyon wirklich zugetragen haben soll, entlehnte. Die Überschrift ist: „G i u l i o;" die Geschichte selbst kann nirgends einen bessern Platz finden, als hier. Sie lautet also:

„Man sahe zu Rom ein geheimnißvolles Wesen erscheinen, welches behauptete, es könne die Zukunft enthüllen, das aber dabei sich in ein so tiefes Dunkel hüllte, daß sogar sein Geschlecht ein Räthsel blieb. Die Einen versicherten, indem sie dessen sonderbare

Weissagungen erzählten, die Formen und Züge einer Frau gesehen zu haben, die Andern behaupteten, um ihren Schrecken zu beschönigen, daß es ein scheußliches Ungeheuer sey."

„Dieses Orakel bewohnte in einer Vorstadt Roms einen verlassenen Palast, den Aberglaube und Vorurtheile hinlänglich gegen die Neugierde des Volks schützten. Niemand vermochte die Zeit der Ankunft des sonderbaren Wesens anzugeben; Alles, was auf dasselbe Bezug hatte, blieb in tiefes Dunkel gehüllt. Ganz Rom sprach von dem geheimnißvollen Wesen, dem man einstimmig den Namen der Sybille beilegte; Jeder wollte sie hören, aber nur Wenige hatten den Muth, die Schwelle ihrer Wohnung zu überschreiten; der größte Theil der Neugierigen wurde schon bei der Annäherung an die furchtbare Höhle von einem Schrecken befallen, den sie nur einer verhängnißvollen Ahnung zuschreiben konnten; sie ergriffen, wie von unsichtbarer Hand gepeitscht, die Flucht."

„Camillo, ein junger Römer von adeliger Geburt, entschloß sich, die Höhle der Sybille zu besuchen. Er forderte Giulio, seinen vertrauten Freund, auf, ihn bei diesem Abentheuer zu begleiten. Giulio, furchtsam und unentschlossen, schlug es ihm anfangs ab; indessen war es nicht Furcht vor einer unbekannten Gefahr, welche ihn zurückhielt, sondern Besorgniß, den wohlthätigen Schleier, der über seiner Zukunft lag, zu frühzeitig zu lüften. Camillo bat aber so lange, bis er nachgab. Sie gingen an dem

verabredeten Tage mit einander nach dem verhängnißvollen Palast; die Pforte öffnet sich gleichsam von selbst; sie treten ohne Aufenthalt ein und irren lange in den verlassenen Gemächern umher, ohne auf Jemand zu stoßen. Endlich gelangen sie in eine, mit einem schwarzen Vorhange geschlossene Gallerie, an der sich die Inschrift befand: „„Wenn Ihr Euer Schicksal zu wissen begehrt, so hebet diesen Vorhang hinweg, bereitet Euch aber zum Gebet.““

„Giulio gerieth in eine heftige Bewegung und sank, ohne es zu wollen, auf die Kniee. Stand er vielleicht schon unter dem Einfluß des geheimnißvollen Wesens? Bald darauf schieben die beiden jungen Männer den Vorhang zurück und treten mit gezogenem Degen in das Heiligthum ein. Ein junges und vielleicht schönes Frauenzimmer kommt ihnen entgegen; allein ihr Anblick trotzt jeder Untersuchung und weiset solche zurück. In ihrem Gesichte gewahrt man die kalte Unbeweglichkeit des Todes auf eine sonderbare Weise mit der Bewegung des Lebens verschwistert. Wer soll die Worte finden, um diese übernatürlichen Wesen, die ohne Zweifel in Regionen wohnen, wo menschliche Sprache unbekannt ist, zu malen und zu beschreiben? Giulio befällt ein Zittern, er wendet seine Augen hinweg; Camillo schlägt die seinigen ebenfalls zu Boden. Die Sybille fragt nach der Ursache ihres Besuchs; Camillo ergreift das Wort. Allein sie hört nicht auf ihn; ihre ganze Aufmerksamkeit scheint auf Giulio gerichtet zu seyn.

Sie geräth in Bewegung, zittert und streckt ihre Hand gegen ihn aus, als wollte sie nach ihm greifen, während sie plötzlich einige Schritte zurücktritt. Camillo wiederholt seine Bitte, ihm sein Schicksal zu entdecken; sie willigt ein und Giulio zieht sich zurück. Nach einer kurzen Unterredung kehrt Camillo zu ihm zurück und findet ihn in tiefe Träumereien versunken. „„Wohlan,““ sagt er jetzt zu ihm, „„fasse Muth; ich habe wenigstens nichts sehr Schreckliches erfahren, die Sybille hat mir gesagt, daß ich Deine Schwester Giuliana heirathen würde (worüber man nämlich bereits übereingekommen war), und hinzugefügt, daß ein unbedeutendes Ereigniß unsere Vereinigung in etwas verzögern werde.““

„Giulio trat jetzt ebenfalls hinter den Vorhang und Camillo blieb in der Gallerie zurück; nicht lange, so hört er einen schrecklichen Schrei erkennt Giulio's Stimme und eilt ihm zu Hülfe. Besinnungslos lag er vor der Sybille auf den Knieen, die, indem sie einen Stab über seinem Haupte schwang, die furchtbaren Worte ausrief: „„Grenzenlose Liebe! Kirchenschändung! Mord!““ Camillo, von Schrecken ergriffen, nähert sich Giulio, welcher, bleich und unbeweglich, außer Stande ist, sich aufzurichten. Alle an ihn gerichteten Fragen sind umsonst; der Freund antwortet nicht und wiederholt nur in einer wahrhaften Zerrüttung die Worte: Mord! Kirchenschändung!*)“

*) Napoleon sprach diese Worte in hohlklingendem Tone aus.

„Endlich gelang es Camillo, Giulio nach Hause zu bringen. Dann, sowie er einen Vorwand zu seiner Entfernung finden konnte, kehrte er zur Höhle der Sybille zurück, in der Absicht, mit ihr zu sprechen und sie zu einer Erklärung zu zwingen; allein er fand den Palast gänzlich verlassen. Vorhang, Inschrift, alles war verschwunden, und es blieb keine Spur von der Sybille zurück, die man nie wiedersah."

„So gingen einige Wochen vorüber; der Tag zu Camillo's Hochzeit wurde festgesetzt; Giulio schien wieder etwas beruhigt zu seyn. Camillo vermied jede Frage, weil er hoffte, daß jener schreckliche Auftritt sich dadurch nach und nach in dem Gedächtnisse seines Freundes verwischen werde. Den Tag vor der Hochzeit stürzte der Marquis v. Cosmo, Giulios Vater, mit dem Pferde, er erhielt keine bedeutende Wunde, dennoch wurde die Hochzeitfeier hinausgeschoben. Giulio, seine Schwester und Camillo standen um das Lager des Marquis und beklagten die Verzögerung ihres Glücks, als Camillo, in plötzlicher Rückerinnerung, unbedachtsam ausrief: die erste Weissagung der Sybille wäre also erfüllt! Jedermann bemerkte sogleich, daß Giulio durch diese Ausrufung in die größte Unruhe versetzt wurde; er schloß von diesem Augenblicke an sich in sein Zimmer ein, und vermied jede Gesellschaft. Nur einen ehrwürdigen Mönch, der ihn erzogen und mit dem er lange und geheimnißvolle Zusammenkünfte hatte, ließ er vor sich. Camillo sahe, daß er es war, den Giulio

hauptsächlich floh; er enthielt sich also jedes Versuchs, in die Gesellschaft seines Freundes zu gelangen."

„Der so lange erwartete Tag war endlich erschienen; Camillo und Giuliana wurden vereinigt. Aber Giulio blieb aus; er hatte das väterliche Haus verlassen und jede Nachforschung nach ihm blieb ohne Erfolg; sein Vater war der Verzweiflung nahe, als er, nach Verlauf eines Monats, folgenden Brief erhielt:"

„„Mein Vater! Ersparen Sie sich unnütze Nachforschungen; mein Entschluß ist gefaßt; nichts kann ihn erschüttern. Verfügen Sie über Ihren Reichthum; Giulio ist für die Welt dahin. Sie zu verlassen, kostet meinem Herzen viel, aber ich muß ein gräßliches Schicksal fliehen. Leben Sie wohl. Vergessen Sie den unglücklichen Giulio nicht.""

„Dieser Brief war ohne Datum; der Bote, welcher ihn überbrachte, war unbekannt und nach der Abgabe sogleich wieder verschwunden. Der Marquis befragte den Mönch, der ihm allein noch einige Hoffnung gewähren konnte, seinen flüchtigen Sohn aufzufinden; aber alle Bitten und Drohungen waren vergeblich; der Mönch erwiederte, daß ihm zwar Giulio's Vorsätze bekannt seyen, daß er sich denselben auch lange widersetzt habe; doch habe er Giulio so fest entschlossen gefunden, daß er sich genöthigt gesehen, in seine Absichten einzugehen; er wisse zwar den Ort, wo er sich aufhalte; allein keine Macht der Erde würde ihn dahin bringen, Geheimnisse zu

verrathen, die ihm unter dem Siegel der Beichte anvertraut worden wären."

„Giulio war nach Neapel und von dort nach Messina gegangen, um hier in ein Dominikanerkloster zu treten, das ihm sein Beichtvater empfohlen hatte."

„Indessen besaß der Prior dieses Klosters, Pater Ambrosio, zu viel Mitleid und einen zu aufgeklärten Geist, um aus der irretirten Einbildungskraft eines jungen Menschen Nutzen zu ziehen. Giulio bat ihn vergeblich, ihm das Probejahr nachzulassen. Er mußte sich demselben unterwerfen. Sein Entschluß stand jedoch fest; er war von einem sonderbaren Aberglauben beherrscht und meinte, seinem Schicksal nur dadurch entgehen zu können, daß er in einen Mönchsorden trete. Das Andenken an die Sybille begleitete ihn überall und ihre Worte tönten beständig in seinen Ohren. Das Kloster schien ihm der einzige Zufluchtsort, um sich vor der Liebe und dem Verbrechen zu schützen. Unglücklicher! als wenn Mauern, Gelübde oder Klosterregeln den Menschen seinem Schicksal entziehen könnten! *)

„Das Probejahr war vorüber und Giulio legte ein Gelübde ab. Er hielt sich für glücklich, wenigstens fand er die Qualen, an denen er gelitten, erleichtert. Der Gedanke an das Opfer, welches er gebracht, kam ihm nicht weiter ins Gedächtniß zurück, seine Ruhe wurde also nicht gestört; doch am

*) Napoleon machte diese Bemerkung in einem Tone, daß man wahrnehmen konnte, sie gehe aus seiner Überzeugung hervor.

Abende des feierlichen Tages, an dem er das Gelübde geleistet, begegnete er in dem Augenblicke, wo er sich auf seine Zelle zurückzuziehen gedachte, einem Bruder des Konvents, der, ihm die Hand zärtlich drückend, sagte: „„Bruder, es ist für immer!““ Die Worte für immer fielen Giulio auf. Wie mächtig wirkt doch ein Wort auf ein schwaches und abergläubisches Gemüth!*) Jene Worte schienen Giulio zum erstenmale zum Bewußtseyn des Umfangs seines Opfers zu bringen; er sah sich als ein bereits verstorbenes Wesen an, für das es keine Zeit mehr giebt; er verfiel in eine tiefe Traurigkeit und schien unter der Last des Lebens zu seufzen.“

„Der Pater Ambrosio gewahrte den Zustand des jungen Menschen mit Kummer: er sah ihn unglücklich und dies genügte, sein ganzes Interesse zu erregen; er glaubte, daß Beschäftigung vielleicht die Traurigkeit zerstreuen könne und ernannte Giulio, da derselbe die Gabe der Beredsamkeit besaß, daher zum Prediger des Klosters. In diesem Geschäft erlangte Giulio bald einen großen Ruf; von allen Seiten strömte das Volk herbei, um ihn zu hören. Er war schön und in der Blüte der Jugend, und das Geheimniß, das ihn umgab, verlieh vielleicht seinen Worten einen doppelten Reiz. Die Zeit kam heran, wo man ein großes Fest feierte, dem der König nebst seinem ganzen Hofe beiwohnte. Man machte große Vorbereitungen dazu und Giulio ward erwählt, dem

*) Sehr richtig, weil ein einziges Wort hinlangt, das schlummernde Bewußtseyn zu wecken.

heili=

heiligen Thomas, dem Patrone des Klosters, eine Lobrede zu halten. Als der Tag gekommen war, füllte eine zahllose Menge die Kirche; Giulio konnte kaum bis zur Kanzel durchdringen; mitten im Gedränge fiel ihm die Kapuze vom Kopfe und eine Stimme rief aus: „„Großer Gott, wie schön ist dieser Mann!““ Überrascht und aufgeregt, wie er war, wendete Giulio sich um und sah ein Frauenzimmer, dessen Blicke mit dem durchdringendsten Ausdrucke auf ihm hafteten. Ein einziger Augenblick entschied über das Schicksal Beider. Giulio hielt seine Rede, und eilte, so wie sie vorüber war, davon, um sich in seine Zelle einzuschließen; allein es war seinen Gedanken nicht mehr möglich, ihrem gewöhnlichen Laufe treu zu bleiben. Von dem Bilde der Unbekannten verfolgt, von ganz neuen Gefühlen bestürmt, unruhig und zerstreut, vermochte er keine Ruhe mehr zu finden und doch schien es ihm, als habe er erst in dem Augenblicke, wo er jene Stimme hörte, angefangen zu leben. Ach! er wagte keinen Gedanken in die Zukunft! Ihm war nicht zu helfen, sein Schicksal blieb unwiderruflich bestimmt. Alle Morgen las er die Messe und bemerkte jedesmal eine verschleierte Frau an demselben Orte. Zwar erkennt er sie, wagt aber nicht den Wunsch, ihre Züge zu sehen; dennoch folgt er allen ihren Bewegungen, und hört ihr Herzklopfen, das durch das seinige erwiedert wird. Zu schwach, um sich der Gefahr zu entreißen, zittert er, einen Blick in sein Inneres zu werfen, als schauderte er vor der Wahrheit zurück. Sein

ganzes Leben besteht jetzt in diesen wenigen Augenblicken; der übrige Theil des Tages ist für ihn eine Zeit der gänzlichen Zernichtung. Wie gern hätte er sie fliehen mögen! „„Kommt sie auch morgen wieder in die Kirche; so will ich doch nicht mehr dahingehen."" Diesen Vorsatz faßte er eines Tages und ihm schien, als befinde er sich ruhiger. Am nächsten Morgen verfügte er sich etwas früher als gewöhnlich in die Kirche, sie war noch nicht da; da er die Kirche leer sahe, näherte er sich dem Sitze der Unbekannten, nahm, als er ihr Gebetbuch bemerkte, solches zu sich und las auf der ersten Seite den Namen Theresia. Jetzt kann er sie doch rufen und diesen geliebten Namen tausendmal wiederholen. Theresia! Theresia! murmelte er mit leiser Stimme vor sich hin, als fürchtete er, in der leeren Kirche gehört zu werden. Da sie nicht erschienen war, so machte er sich auch kein Gewissen daraus, wieder wie gewöhnlich in die Kirche zu kommen; Tage und Wochen vergehen und Theresia zeigt sich nicht."

„Theresia war die Frau eines Greises, den sie wie ihren Vater liebte. Sie fühlte sich in Erfüllung ihrer Pflichten glücklich und hatte keinen Begriff von einer andern Art von Glück, als desjenigen, das sie genoß. Seit sie Giulio sah, war die Ruhe ihrer Seele dahin. Sie besaß ein so feuriges Gemüth, daß ihre erste Empfindung nothwendig über das Schicksal ihres ganzen Lebens entscheiden mußte; sie betete ihn an. Bis hierher war ihr Gemahl der Vertraute aller ihrer Gedanken; nur von Giulio sagte

sie ihm nichts, dieses Geheimniß schien sie in ihren eignen Augen anzuklagen und war ihr peinlich. Sie fühlte, daß sie einer Gefahr entgegen gehe und gewann es über sich, die Messe nicht mehr zu besuchen. Um die Unruhe ihres Herzens zu beschwichtigen, wollte sie beichten und kehrte zu diesem Behuf in die Kirche der Dominikaner zurück. Sie wählte eine Stunde, wo sie wußte, daß Giulio beschäftigt sey, näherte sich dem Beichtstuhl und erzählte, auf den Knieen liegend, Alles, was sie seit jenem Klosterfeste empfunden; sie beschrieb das Vergnügen, welches ihr der tägliche Anblick des Mönchs gewährt, die Gewissensbisse, welche hierauf gefolgt, und den Muth, den sie gehabt, die Messe zu vermeiden; sie schloß mit der Besorgniß, daß ihr die Kräfte dazu für die Zukunft mangeln möchten. „„Was soll ich thun,““ rief sie aus; „„mein Vater, habt Mitleid mit einer armen Sünderin.““ Sie vergoß Thränen und befand sich in der größten Aufregung. Kaum hatte sie aufgehört zu sprechen, als eine drohende Stimme zu ihr sagte: „„Unglückliche! Was! Eine Kirchenschändung!““ Giulio war es gewesen, den das Schicksal herbeigeführt hatte, ihr Bekenntniß zu hören. Er eilte bei diesen Worten aus dem Beichtstuhl. Theresia, immer noch auf den Knieen, ergreift sein Kleid und bittet ihn beim Heil seiner Seele, beschwört ihn bei ihrer Liebe, seinen Fluch zurückzunehmen. Giulio stieß sie, jedoch nur schwach, zurück. „„Therese, Therese,““ rief er endlich aus, „„fliehe diesen Ort, mein Entschluß beginnt zu

wanken.““ Bei diesen Worten wirft sie sich an seine Brust und umschlingt ihn mit ihren Armen. „„Sage mir,““ ruft sie, „„o sage mir, ehe Du Dich von mir trennst, daß Du mich liebst.““

„Giulio, außer sich vor Schrecken, zitternd und überrascht, erwiedert einen Augenblick ihre Liebkosungen und drückt sie an sein Herz; schwört aber in plötzlicher Erinnerung an jene Vorhersagung, sie für immer zu fliehen und fordert, ohne sich weiter mitzutheilen, ihr denselben Schwur ab. Von ihrer Leidenschaft erfüllt, hört Theresia kaum, was er sagt und bewilligt alles, was er ihr vorschreibt. Was kümmert sie sich um das, was er sagt? Weiß sie doch, daß er sie liebt und daß sie ihn wiedersehen wird.“

„Kaum war Giulio wieder allein und seinen Betrachtungen überlassen, als seine Unbesonnenheit ihn zittern machte. Allein es war zu spät, der Gefahr aus dem Wege zu gehen, er konnte seinem Schicksal nicht mehr entfliehen. Schon ist er sich einer Liebe ohne Grenzen bewußt; die Kirche ist entweiht. Hat er nicht in derselben Kirche, wo er seine Gelübde ablegte, seine Liebe gestanden? Und doch hat er dabei geschworen, Theresen für immer zu fliehen. Seltsamer Zwiespalt des Herzens! Was ihm Strafe werden sollte, wird ihm Trost; doch bei aller Pein dieses Kampfes hat der Unglückliche nur eine Wechselwahl zwischen dem Elend. Therese dagegen hat weniger zu leiden; sie ist ein Weib; Giulio liebt sie, er hat ihr dies erklärt und

sie trotzt nun den Launen des Schicksals. Mit welcher Seligkeit erinnert sie sich an die verlebten Augenblicke, die ihr mehr werth sind, als ein Leben ohne Liebe! Schon ist sie sich des Versprechens, Giulio zu meiden, nicht mehr bewußt. Sie besucht die Kirche von neuem und sieht Giulio, der ebenfalls seines Schwures sich nicht zu erinnern scheint. Die Liebe erfüllt ihn gänzlich; die Welt verschwindet ihm, sobald er Therese erblickt. Dennoch vermeiden beide eine Unterredung. In Theresens Abwesenheit wird Giulio von bitterer Reue gequält; aber ein einziger ihrer Blicke ruft den verhängnißvollen Zauber seiner Seele zurück; er entschließt sich zuletzt mit ihr zu sprechen und ihr ewiges Lebewohl zu sagen.

An der Thüre des Klosters hielt sich gewöhnlich eine arme Frau mit ihrem Kinde auf, die von Theresiens Wohlthätigkeit lebte. Der kleine Carlos folgte ihr oft, indem er ihr Gebetbuch in die Kirche trug, und betete dann an ihrer Seite. Giulio, der es nicht wagte, Theresien anzureden, trug Carlos auf, ihr zu sagen, daß er sie Abends sieben Uhr im Beichtstuhl erwarte. Welch' ein Tag für Giulio! Er zitterte bei dem Gedanken, mit Theresien allein zu seyn und fürchtete, zu dem Lebewohl, welches er aussprechen wollte, nicht den Muth zu haben; er beschloß jetzt, nicht hinzugehen, sondern an sie zu schreiben. Carlos sollte ihr den Brief, so wie sie in die Kirche treten würde, übergeben. Theresia gerieth, als sie die erste Botschaft von ihm erhielt, in Verwirrung. „„Was will er von mir,““ sagte

sie zu sich selbst, „„wir waren so glücklich!““ Sie verfehlte jedoch nicht, sich zur angezeigten Stunde in die Kirche zu begeben. Hier erhielt sie von Carlos den Brief, den sie mit gewaltiger Bewegung eröffnet; aber wie groß war ihre Verzweiflung, als sie den Inhalt gelesen.“

„„Fliehe, unbesonnenes Weib,““ schrieb ihr Giulio, „„und verunreinige nicht ferner diesen heiligen Ort! Verbanne eine Erinnerung, welche die Pein meines Lebens ausmacht! Ich liebte Dich nie und will Dich nie wiedersehen!““ Dieser Ausspruch ging Theresien durch das Herz, die Vorwürfe ihres Gewissens hätte sie zu bekämpfen gewußt, aber daß er sie nicht mehr liebte, sie nie geliebt hatte...! Seine Gewissensbisse waren aber noch bitterer als seine Worte!... Theresien befiel ein heftiges Fieber, ihr Leben war in Gefahr; Giulio's Name schwebte zwar oft auf ihren Lippen, allein ihre Liebe war selbst noch im Zustande des Irreseyns bescheiden, und sie murmelte nur dann und wann mit leiser Stimme vor sich hin: „Ich habe Dich nie geliebt.““

„Hätte aber wohl auch Giulio seine Ruhe wiedergefunden, die Vorwürfe seines Innern beschwichtigt? Keinesweges; er führte ein bedauernswürdiges Leben. Seit er Theresien erklärt, daß er sie nicht mehr liebe, überließ er erst völlig sich der verhängnißvollen Leidenschaft. Dies Opfer scheint ihm hinreichend, so schrecklich waren die Folgen, welche jener Brief bei ihm hervorbrachte. Ach! Theresia, wenn du wüßtest, was es den unglücklichen Giulio gekostet,

dein Schmerz würde durch den Gedanken an sein eigenes Leiden gemildert worden seyn. Der Arme war ein Raub der herzzerreißendsten Unruhe."

„Drei Monate vergingen ohne eine Nachricht von Theresien; die Zeit schien Giulios Liebe nur zu vermehren, und er mied die Gesellschaft der Menschen mehr denn je. Seine schlechte Gesundheit vorschützend, ließ er sich von dem Pater Ambrosio von allen Geschäften außerhalb des Klosters dispensiren, er schloß sich entweder in seine Zelle ein, oder irrte des Nachts unter den Gräbern umher, mit der Verwirrung seiner Gefühle sich täuschend und weder den Muth besitzend, seine Liebe zu ersticken, noch ihr zu folgen, und von den Qualen dieses furchtbaren Zwiespalts zerrissen, die das Leben ohne Hoffnung und ohne Rückerinnerung abnützen."

„Bei Theresien folgte der langen Krankheit ein wieder beunruhigender Zustand der Schwäche; sie fühlte, daß sie dahin welke und gedachte daher ihre letzten religiösen Pflichten zu erfüllen. Ihr zärtlicher Gemahl sahe wohl ein, daß ein geheimer Kummer sie in das Grab stürze, aber er achtete ihr Schweigen, erlaubte sich keine Frage, und bat den Pater Ambrosio, welcher einer allgemeinen Verehrung genoß, Theresien zu besuchen. Ambrosio war bereit, allein ein unvorhergesehener Zufall hinderte ihn sein Versprechen zu erfüllen; er trug daher Giulio auf, an seiner Stelle sich zum Herrn von Vivaldi, Theresiens Gemahl, zu begeben und dort eine Sterbende zu trösten. Giulio, selbst ein Raub der tiefsten Ver-

zweiflung, hatte statt der Worte des Trostes, nur Seufzer und Thränen, er suchte das Geschäft abzulehnen, aber vergeblich; Ambrosio befahl, daß er sich dieser Pflicht unterziehe. Giulio gehorchte also und ging in das Haus des Herrn v. Vivaldi. Man führte ihn in ein schwach erleuchtetes Zimmer, wo zahlreiche Freunde in Thränen das Lager einer Frau umringten. Er blieb mit der Kranken allein."

„Giulio, von einer unbegreiflichen Unruhe erfüllt, blieb unbeweglich und unentschlossen stehen. „„Mein Vater,““ begann jetzt die Sterbende, „„hat der Himmel wohl einiges Erbarmen mit einer Sünderin...““ Kaum sind diese Worte aus ihrem Munde, als Giulio, auf den Knieen am Sterbebette liegend, ausruft: „„Theuerste Theresia!““ Wer vermöchte zu beschreiben, was beide jetzt fühlten! Jede Erklärung wäre vergeblich. — Sie lieben sich; Giulio gesteht ihr Alles, was er wegen ihr gelitten und betrachtet sich auch als den Urheber ihres Leidens. „„Verzeihung! o Verzeihung, Theresia! Giulio ist für immer Dein!““ Diese zärtlichen Worte gaben der Sterbenden sich selbst zurück; sie vermochte zwar nicht zu sprechen, aber sie sahe Giulio, hörte ihn und konnte ihm die Hand drücken. Giulio schloß sie in seine Arme, und hätte gern ihre Tage mit Aufopferung seines eignen Lebens verlängert. „„Du wirst nicht sterben,““ sprach er; „„nicht wahr? Dein Freund ist bei Dir! Sprich mit mir, meine Therese! Soll ich Dich denn nimmer hören?““ Diese Worte schienen Theresiens Kräfte

zurückzurufen. „„Ich liebe Dich, Giulio, ich liebe Dich!““ sprach sie vor sich hin. Diese wenigen Worte umfaßten gleichsam ihr ganzes Leben; was sollte sie noch mehr sagen? Die Augenblicke einer solchen Unterhaltung verrinnen aber schnell; die Gewißheit, sich wieder zu sehen, konnte den Liebenden allein den Muth zur Trennung verleihen. Theresia genas; Giulio sah sie jetzt alle Tage; es herrschte eine süße Vertraulichkeit unter ihnen, Giulio schien die Vorwürfe seines Gewissens und seine Zweifel vergessen zu haben. Nur mit Theresien beschäftigt, beobachtete er ihre Genesung mit der zärtlichsten Theilnahme und wagte es nicht, sie zu betrüben. Er fühlte, daß ihr Leben von ihm abhänge, und hielt diesen Vorwand für eine Pflicht.“

„Zwei Jahre waren verflossen, seitdem er Rom verlassen. Am Jahrestage jener verhängnißvollen Weissagung verfiel er in ein tiefes Nachdenken; und gab dadurch Theresien Veranlassung zu der Frage, woher diese Traurigkeit komme. Sie hatte ihn nie ausgefragt; weil sie aber jetzt entschlossen war, seinen Kummer zu theilen, erzählte er ihr seine Zusammenkunft mit der Sybille und seine Flucht aus dem väterlichen Hause; im Laufe dieser Erzählung erwachte aber die ganze schreckliche Rückerinnerung wieder und er rief mit Schrecken aus: „„Grenzenlose Liebe! Kirchenschändung! Mord!““

„Theresia war tief erschüttert. Allein die Worte grenzenlose Liebe übten auf ihr Herz und ihre Einbildungskraft einen verhängnißvollen Zauber; und

als Giulio die Worte Kirchenschändung! Mord! wiederholte, erwiederte sie blos ganz sanft: Grenzenlose Liebe! als wollte sie, für die die Liebe Alles war, dadurch die Unruhe seines Gemüths beschwichtigen. Zuweilen warf Giulio, in der Leidenschaft befangen, einige feurige Blicke auf sie, denen sie nicht zu begegnen wagte; sie fühlte ihr Herz klopfen, zitterte und ein gefährliches Schweigen folgte auf jene stürmische Regung. Noch immer waren sie glücklich, weil sie sich schuldlos fühlten. Da war Giulio genöthigt, sich wegen einer wichtigen Sendung, die ihm der Pater Ambrosio auftrug, zu entfernen; er hatte nicht den Muth, mündlich von Theresien Abschied zu nehmen, schrieb ihr also und versprach baldige Rückkehr. Aber tausend Hindernisse hielten ihn einen langen Monat von Messina entfernt. Nach seiner Rückkehr eilte er sogleich zu Theresien und fand sie, in Gedanken an ihre Liebe versunken, auf einer Terrasse am Ufer des Meeres. Sie war ihm nie so schön, so verführerisch erschienen; er sah sie einen Augenblick in höchster Begeisterung an, konnte aber dem Vergnügen, mit ihr zu sprechen und den Wohllaut ihrer Stimme zu vernehmen, nicht länger widerstehen, er rief sie bei ihrem Namen, sie zitterte, bemerkte ihn und flog in seine Arme. In eigener trunkener Zärtlichkeit erwiederte er die ihrige mit Begeisterung; plötzlich aber stieß er sie mit Abscheu von sich; sie sinkt auf die Kniee, und bleibt in dieser Stellung, mit gefaltenen Händen, zitternd und den Blick auf ihn gerichtet, vor ihm liegen. Seine

Todtenblässe und der Ausdruck von Verwirrung, der in seinen Zügen lag, erhöhte die Schrecken dieses Augenblicks. Sie wagt es nicht, sich ihm zu nahen und war zum ersten Male unfähig, seine Bewegung zu theilen. „„Theresia,““ sagte er endlich mit hohler Stimme, „„wir müssen uns trennen. Du weißt nicht, was Du Alles zu fürchten hast.““ Kaum hört sie, was er spricht. Sie sieht nur seine Unruhe und sucht sie zu besänftigen. Er stößt sie abermals zurück: „„Um des Himmels willen, nähere Dich mir nicht.““ Sie bleibt zitternd und unbeweglich vor ihm stehen; nur mit den Zärtlichkeiten der Liebe vertraut, weiß sie sich seine Wuth nicht zu erklären. Giulio, ungeduldig über ihr Schweigen, erhebt sich plötzlich mit den Worten: „„Morgen wird mein Schicksal entschieden seyn,““ und so verläßt er sie, ohne ihr auch nur Zeit zur Antwort zu lassen*).“

„Am andern Tage erhielt Theresia folgende Zeilen: „„Theresia, ich darf Sie nicht mehr sehen; ich bin unglücklich wie Sie und weiß wohl, daß Sie dasjenige nicht begreifen können, was ich fühle. Theresia, Du mußt Dich mir hingeben, aber aus eigenem Antriebe, nie werde ich den Muth haben, Deine Schwäche zu mißbrauchen. Du hast es gestern gesehen: ich habe mich aus Deinen Armen gerissen,

*) Der Kaiser, bemerkt Bourrienne, trug diesen Dialog mit besonderer Begeisterung vor, — man habe Unrecht, ihm nachzusagen, daß er bei Talma Unterricht genommen; er hätte im Gegentheil ihm vielleicht selbst Unterricht ertheilen können.

weil Du mir nicht sagtest, ich will die Deinige seyn. Doch bedenke wohl, was Du thust. Wir richten uns für immer zu Grunde. Ach, Theresia! Ewige Verdammniß! Wie schrecklich sind diese Worte! Selbst in Deinen Armen werden sie mein Glück trüben. Für uns giebt es keinen Frieden mehr; der Tod selbst ist keine Zuflucht für uns.""

„Seine Besuche verminderten sich täglich und hörten zuletzt ganz auf. Theresia ließ ihn zu sich bitten, ging beständig in die Kirche und schrieb ihm alle Tage; aber ihre Briefe kamen uneröffnet zurück und Giulio ging nicht mehr aus seiner Zelle. Dennoch mußte Therese ihn sprechen, um ihm ein neues Geheimniß anzuvertrauen; ach, sie war Mutter! Was sollte aus ihr werden, wenn er sie verließ? Sie erfuhr, am nächsten Sonntag werde Giulio die Messe lesen, sie fühlte, daß sie diese Gelegenheit nicht versäumen dürfe, da mehr, als ihr Leben allein, davon abhing. Dieser Gedanke gab ihr Kraft und Muth. Ein wichtiger Plan beschäftigte sie und nahm ihre ganze Thätigkeit in Anspruch; sie brachte die zwei Tage, bevor sie Giulio zu sehen hoffte, damit zu, daß sie alles zu der beabsichtigten Flucht vorbereitete. Das Kloster lag am Ufer des Meeres und dieser Umstand erleichterte ihr Unternehmen; an den Ort, wohin sie fliehen wollte, dachte sie nicht einen Augenblick; darüber sollte Giulio allein entscheiden — außer ihm war alles Andere gleichgültig für sie."

„Sie hatte eine kleine Barke gemiethet, und dies so geheim und klug betrieben, daß Niemand von

ihrer Absicht etwas errieth. Ihre Unruhe ersparte ihr die Qual, an die Hindernisse zu denken, welchen sie entgegengehen mußte. Der so ungeduldig erwartete Tag brach endlich an, Therese, in einen langen schwarzen Schleier gehüllt, nahm ihren Platz nahe am Altare; Giulio konnte sie weder erkennen noch unterscheiden, während sie auf alle seine Bewegungen Acht gab. Als die Versammlung auseinander ging, begab sie sich hinter eine Säule, an welcher Giulio nothwendig vorüberkommen mußte, wenn er nach dem Kloster zurückkehren wollte. Als er sich näherte, nahm sie wahr, daß der Schmerz ihn mehr als je niederdrückte; die Arme trug er über die Brust gekreuzt und den Kopf gebeugt, wie ein Missethäter ging er mit schweren und schleppenden Schritten dahin. Therese sah seine Verzweiflung und fühlte sich innig bewegt; gern hätte sie seine Ruhe mit ihrem eignen Leben erkauft, aber sie war nicht mehr Herr über sich selbst; das unschuldige Wesen, dem sie das Leben geben sollte, forderte seinen Vater von ihr. Sie stellte sich vor ihn hin, und rief: „„Giulio! ich muß Sie sprechen; Sie müssen mich anhören, ich entferne mich nicht, bis Sie mir den Schlüssel zum Klostergarten gegeben haben... ich muß ihn haben. — Ach, Giulio! nicht mehr mein Leben allein hängt von Ihnen ab!““ Als Giulio diese Worte hört, glaubt er aus einem schweren Traum zu erwachen. „„Unglückliche!““ rief er, „„was sagst Du? Gehe, fliehe weit von diesem Ort!““ Allein Theresia warf sich ihm zu Füßen und schwur,

daß sie ihn nicht verlassen werde, bis er ihre Bitte erhört habe. Giulio wollte ihr entfliehen, aber seine Anstrengungen waren vergeblich; eine übernatürliche Stärke scheint Theresien zu beseelen. „„Schwöre mir,““ sagt sie, „„daß wir uns um Mitternacht wieder sehen.““ Giulio glaubte jetzt ein leises Geräusch zu vernehmen, und gab ihr daher den Schlüssel. „„Um Mitternacht,““ fügte er hinzu und sie schieden.“

„In der Mitternachtsstunde befand sich Theresie im Garten. Die Nacht war finster und sie durfte nicht rufen, aus Furcht entdeckt zu werden. Bald aber hörte sie die Schritte eines Menschen, der sich ihr näherte; es war Giulio.“

„„Was willst Du von mir?““ sagte er; „„rede, die Augenblicke sind kurz! Höre auf, ich beschwöre Dich, einen Unglücklichen zu verfolgen, der Dich niemals glücklich machen kann. Therese, ich liebe Dich; ohne Dich ist mir das Leben eine unerträgliche Last, und bei Dir gereichen die Vorwürfe meines Gewissens mir zur Qual; sie vergiften mir die süßesten Augenblicke. Du hast meine Verzweiflung gesehen; wie vielmal habe ich Dich angeklagt. — Vergieb, vergieb, Geliebte! Es ist billig, daß ich mich selbst bestrafe; ich entsage Dir; dieses Opfer versöhnt mein Verbrechen.““

„Er hörte auf zu sprechen, die Stimme versagte ihm. Theresia suchte ihn zu beruhigen und schmeichelte ihm mit einer besseren Zukunft. „„Giulio,““ sagte sie ihm jetzt, „„wenn es nur für mich gewe-

sen wäre, würde ich Dich nicht mehr hier aufgesucht haben, ich würde, gleich Dir, den Tod nicht fürchten. Aber das Pfand unserer Liebe fordert unser Leben. Komm, Giulio, laß uns abreisen, Alles ist zu unserer Flucht bereit.‟‟

„In fürchterlicher Bewegung ließ Giulio sich von ihr geleiten... noch einige Minuten und sie sind auf immer vereinigt. Aber plötzlich riß er sich mit den Worten aus ihren Armen: „„Nein! Niemals!‟‟ und stieß ihr einen Dolch in die Brust*).‟

„Sie fiel hin; Giulio, mit Blut bedeckt, blieb unbeweglich vor ihr stehen und betrachtete sie mit irrem Auge. Die Klosterglocke läutete jetzt zum Morgengebet; Giulio hob den entseelten Körper Derjenigen, die er über Alles geliebt hatte, auf und warf ihn ins Meer**). Wie außer sich, stürzte er dann mit schnellen Schritten fort und trat in die Kirche. Sein blutiges Gewand, der Dolch in der Hand, alles klagte ihn an; man ergriff ihn sogleich, ohne den mindesten Widerstand zu finden. Giulio verschwand für immer.‟

*) Indem der Kaiser diese Worte sprach, setzt der Erzähler hinzu, machte er eine Bewegung, als wenn er einen Dolch ziehen wollte, indem er sich dabei der Kaiserin näherte. Die Täuschung war so groß, daß die anwesenden Damen sich zwischen ihn und seine Frau warfen und einen Schrei des Entsetzens ausstießen. Napoleon, in diesem Augenblick der Begeisterung einem vollendeten Schauspieler gleich, schien weder beunruhigt zu seyn, noch den Eindruck, den er hervorgebracht, bemerkt zu haben, sondern setzte seine Erzählung, wie oben, fort.

**) Sehr prosaisch.

Wahrscheinlich wußte der Kaiser, (wie ihm dies in der wirklichen Welt zuweilen auch begegnete) mit dem Helden des Drama nichts weiter anzufangen, oder er wollte das Geheimnißvolle am Ende wie am Anfange bewahren. Die Kaiserin drang in ihn, noch fernere Auskunft über das Schicksal des Mönchs zu geben; aber er antwortete ihr ganz lakonisch: „Die Geheimnisse der Klöster sind undurchdringlich.“

Man erkennt in dem Erzähler sogleich den Italiener und in der Erzählung selbst den unnachahmlichen Karakter der italienischen Novelle. Sie ist nicht kunstgerecht, läßt aber, als Improvisation, nichts zu wünschen übrig; den außerordentlichsten Werth aber erhielt sie durch seinen eigenthümlichen lebendigen Vortrag.

82.

Wenn Bonaparte in guter Laune war, so bestanden seine gewöhnlichen Liebkosungen in kleinen Backenstreichen mit dem Zeige= und Mittelfinger, oder darin, daß er Einen leicht in das Ohrläppchen kneipte; war er sehr gut gelaunt, so ergriff er auch das ganze Ohr und kniff es ohne Schonung. Vor dieser Zärtlichkeit waren selbst seine Minister nicht sicher; wer sie ihm übel genommen hätte, würde sie nicht mehr als einmal erfahren haben*).

In

*) Grade die gescheidesten Personen haben dergleichen

In ganz freundschaftlichen Gesprächen pflegte er zu den Personen, die den vertrautesten Zutritt zu ihm hatten, zu sagen: Vous êtes un niais, un rigaud, une bête, un badaud, un sot, un imbécille. Diese Worte machten das Register seiner Freundschaftsbezeugungen aus und er bediente sich ihrer abwechselnd; aber nie gebrauchte er sie im Ernst, und der Ton, womit er sie aussprach, gab ihnen eine ganz wohlwollende Bedeutung.

83.

Bonaparte hatte kein Gefühl für den Zauber des poetischen Wohlklanges, ja nicht einmal so viel Gehör, als erforderlich ist, um das Versmaaß zu unterscheiden, und er konnte keinen Vers hersagen, ohne das Metrum desselben zu verfälschen. Große Gedanken aber entzückten ihn; er vergötterte Corneille in dem Grade, daß er einst nach einer Vorstellung des Cinna sagte: „Wenn Corneille jetzt lebte, so würde ich ihn zu meinem ersten Minister machen; nicht seine Verse sind es, die ich am meisten bewundere, sondern sein großer Verstand, seine genaue

wunderliche, man könnte sagen, kindische Gewohnheiten. In ihrer Meinung ist es ein Zeichen des Wohlwollens, aber wehe dem, der sie nicht versteht. Man bringt sie durch Mißverstehen zum Bewußtwerden ihrer Kinderei, und dieses verzeihen sie nicht, eben weil sie als ausgezeichnete Köpfe nicht einer wirklichen Kinderei fähig sind, sondern nur eine sonderbare Gewohnheit an sich haben.

Kenntniß des menschlichen Herzens und die Tiefe seiner Politik!" Zu St. Helena sagte er, er würde Corneille zum Fürsten gemacht haben; zu der Zeit, von welcher oben die Rede ist, war er Konsul und konnte keine Fürsten machen.

Wahrscheinlich wäre es ihm mit dem poetischen Minister gegangen, wie mit Laplace, den er beim Antritt seines Konsulats zum Minister des Innern gemacht hatte. Bonaparte hatte eine hohe Meinung von seinen Talenten, bereuete aber seine Wahl bald, denn Laplace, so berühmt in der Wissenschaft, legte bei der Verwaltung die unglaublichste Mittelmäßigkeit an den Tag und war zu den kleinsten Geschäften unfähig.

84.

Artigkeit gegen die Frauen lag nicht in Bonapartes Karakter; selten sagte er ihnen etwas Angenehmes, oft machte er ihnen schlechte Komplimente und beständig hatte er etwas an ihrem Putze und Anzuge zu tadeln. In diesem Stücke war er unbarmherzig und verursachte überhaupt gerne, daß man Geld ausgab. Er beschäftigte sich oft mit dem Anzuge seiner Frau und diese hatte einen so ausgezeichneten Geschmack, daß er wahrscheinlich dadurch in der Beurtheilung der Anzüge anderer Damen strenge wurde. In den Zeiten des Konsulats sah er

besonders auf Eleganz, später auf Luxus und Pracht, jederzeit aber auf Anständigkeit.

Als er Kaiser war, sagte er eines Tages in einem in den Tuilerien gehaltenen Zirkel, zu der reizenden Herzogin v. Chevreuse: „Ach! das ist sonderbar, wie Ihre Haare so roth sind!" — Frau v. Chevreuse antwortete: „Es ist möglich, Sire! aber das erste Mal, daß ich es von einem Manne höre." Sie hatte sehr schöne blonde Haare. Bald nachher wurde sie nach Tours verbannt, weil sie sich weigerte, bei der Königin von Spanien den Dienst einer Hofdame zu versehen.

Wiewohl Bonaparte stets ein Augenmerk auf die Tracht seiner Umgebungen hatte, auch die Amtskleidung der Konsuls, Minister und anderer Beamten bestimmte, war ihm selbst die Konsular-Kleidung höchst zuwider und er trug sie nur bei öffentlichen Feierlichkeiten und aus Pflicht. Die einzige Kleidung, die er liebte und worin er sich behaglich fand, war die bescheidene Tracht des Lagers, die Uniform der Guides, eines Korps, das er um seiner Ergebenheit, Standhaftigkeit und seines Muths willen leidenschaftlich liebte. Er für seine Person verschmähte allen Flitter.

85.

Von Napoleons Sinn für Einfachheit zeigt Folgendes. Als er die Tuilerien bezogen hatte, wurde

das diplomatische Korps eingeladen. Um 8 Uhr Abends waren die Zimmer der Madame Bonaparte voll von Menschen; man sah einen prachtvollen Glanz von Diamanten, Federn, geschmackvollen Kopfputzen; und es wurde nothwendig, die Schlafstube zu öffnen, weil beide Säle so gedrängt voll waren, daß man nicht umhergehen konnte. Endlich nahm die Gesellschaft, so gut es ging, Platz und man entdeckte Madame Bonaparte, welche mit Herrn von Talleyrand erschien. Sie trug ein weißes Musselinkleid mit kurzen Ärmeln, ein Perlenhalsband, und war in bloßem Kopfe, die Haare geflochten, welche ein Kamm von Schildpad in reizender Nachlässigkeit festhielt; ein allgemeines Murmeln des Beifalls wurde ihr zu Theil. Nie hatte sie mehr Reiz und Majestät. — Der Erste Konsul selbst erschien unangemeldet, in einfacher Uniform, mit einer dreifarbigen, seidenen Schärpe und gleicher Franze. Er trug weiße, kasimirne, fest anliegende Beinkleider, Stiefeln mit Aufschlägen und den Hut in der Hand. Diese so ungesuchte Kleidung stach eben so bedeutend gegen die gestickten, mit Orden und Edelsteinen geschmückten Kleider der Gesandten und fremden Würdenträger ab, als die Toilette der Madame Bonaparte gegen die der eingeladenen Damen.

86.

Bonaparte sprach sehr gern von Religion, obwohl er keine bestimmten Begriffe davon haben mochte

Er sagte: „Meiner Vernunft zufolge darf ich Manches nicht glauben; allein die Eindrücke meiner Kindheit, die Inspirationen meiner frühesten Jugend versetzen mich dann wieder ins Ungewisse." Es ist begreiflich, daß einem Geiste, wie der seinige, der sich dunkel einer höhern Bestimmung bewußt war, der Materialismus verhaßt seyn mußte. Als er nach Ägypten fuhr, befand er sich in einer herrlichen Nacht auf dem Verdeck, wo mehrere Personen zu Gunsten jenes albernen Lehrbegriffs sprachen. Da erhob Bonaparte seine Hand zum Himmel, zeigte ihnen die Gestirne und sagte: „Sie mögen sagen, was Sie wollen, meine Herren! wer hat denn dieses Alles gemacht?"

Die Fortdauer eines Namens in dem Andenken der Menschen schien für ihn die Unsterblichkeit der Seele zu seyn. Er schätzte die Religionen als ein mächtiges Hülfsmittel zu politischen Zwecken, übte gegen alle eine unbeschränkte Duldung, und es war ihm unbegreiflich, wie man wegen Verschiedenheit in Glaubenssachen Jemanden verfolgen könne.

Eine seiner ersten Handlungen war, die öffentliche Gottesverehrung in Frankreich wieder einzuführen.

87.

Bonaparte nahm höchst ungern einen einmal gefaßten Beschluß wieder zurück, selbst wenn er als ungerecht anerkannt war. In kleinen Dingen, wie in

großen, konnte ihn nichts vermögen, einen Schritt rückwärts zu thun; rückwärts gehen war in seinen Augen zu Grunde gehen. Bonaparte hat nie die Worte ausgesprochen: „Ich hatte Unrecht," aber seine Lieblingsworte waren: „Ich glaube immer zuerst das Schlimmste."

Trotz dieses Grundsatzes, der eher eines verdrießlichen Weltweisen, als des Oberhauptes einer Regierung würdig ist, war Bonaparte weder zum Haß noch zur Rachsucht geneigt. „Er war," sagt Bourrienne, „nicht blutdürstig. Allerdings könnte ich ihn nicht gegen alle Vorwürfe rechtfertigen, welche ihm das gebieterische Gesetz des Krieges und grausame Nothwendigkeit zugezogen hat; aber das kann ich sagen, daß man oft sehr ungerecht gegen ihn gewesen ist. Nur Rasende*) haben ihm die Namen eines Nero oder Caligula beilegen können; er hat durch nichts solche Beschimpfungen verdient. Ich glaube seine wirklichen Fehler mit so vieler Aufrichtigkeit anerkannt zu haben, daß man mir auf mein Wort glauben darf; und nun versichere ich, daß Bonaparte, außer dem Gebiet seiner Politik, gefühlvoll, gütig und dem Mitleiden zugänglich war; er liebte die Kinder sehr, und selten hat ein böser Mensch Freude an ihnen. In seinem Privatumgange bewies er wirkliche Gutherzigkeit und viele Nachsicht gegen die menschliche Schwachheit, die er kannte und zu berücksichtigen wußte. In jedem Falle, wenn man ein

*) Oder Menschen, die lediglich ihr kleinliches Interesse und ihre Selbstsucht im Auge haben.

unpartheiisches Urtheil über ihn fällen will, sollte man da nicht auch die Zeit und die Umstände, welche so großen Einfluß auf den Menschen haben, in die Rechnung bringen, und zwischen dem Schüler, dem Ober-General, dem Konsul und dem Kaiser einen Unterschied machen?" —

88.

Von der Unbeugsamkeit der Beschlüsse des Ersten Konsuls zeigt die Geschichte des Generals Latour-Foissac.

Diesem wackeren Offizier war im Frühling 1799, während der Abwesenheit Bonapartes in Ägypten, von dem Directorium das Kommando von Mantua übertragen worden, einer Stadt, deren Einnahme dem Überwinder Italiens so sehr zum Ruhme gereichte. Bald darauf wurde Mantua von den Östreichern belagert; man wußte, daß diese Festung mit Lebensmitteln und Munition auf lange Zeit versehen war, und doch ergab sie sich schon im Monat Juli an die Östreicher. Die Kapitulation enthielt die sonderbare Klausel: „Der General Latour-Foissac und sein Generalstab werden als Gefangene nach Östreich gebracht; der Besatzung steht es frei, nach Frankreich zurückzukehren." Diese Klausel, in Verbindung mit der schnellen Übergabe von Mantua, warf Verdacht auf den General. Bernadotte, der damals Kriegs-Minister wurde, ordnete einen Kriegsrath an, der über die An-

klage urtheilen sollte, zufolge welcher Mantua ohne hinlänglichen Widerstand übergeben worden sey. Als Latour-Foissac aus seiner Gefangenschaft zurückkehrte, gab er eine Rechtfertigungsschrift heraus, worin er behauptete, daß es ihm an mehrern Gegenständen von erster Nothwendigkeit gefehlt habe.

In dieser Lage fand der Erste Konsul die Sache. Der Verlust von Mantua, das ihm so viele Opfer gekostet hatte, verursachte ihm so tiefen Kummer, daß er ihn kaum in Worten auszusprechen vermochte. Im Zorne brach er die begonnene Untersuchung ab und erließ gegen Latour-Foissac, ohne den Beweis seiner Schuld abzuwarten, ein zerschmetterndes Dekret. Dieses machte großes Aufsehen und erregte das Mißvergnügen vieler General-Offiziere, die sich durch diese willkührliche Entscheidung bedroht sahen, ihrer natürlichen Richter beraubt zu werden, wenn sie einmal das Unglück haben sollten, dem Ersten Konsul zu mißfallen.

Bonaparte sahe bald darauf wohl ein, daß er zu hart gewesen; allein er sagte: „das Decret ist erlassen, der Schlag geschehen. Ich habe mich auf gleiche Weise gegen Jedermann erklärt und kann nicht so schnell wieder umkehren. Ich will nicht Unrecht gehabt haben; späterhin will ich sehen; die Zeit wird Nachsicht und Verzeihung bringen. Jetzt wäre es noch zu früh."

Die Jahre hatten die Lebhaftigkeit seiner Urtheile abgekühlt. Auf St. Helena sagte er: „Es war allerdings eine ungerechte tirannische Handlung;

aber in diesem Fall ein nothwendiges Übel; der Fehler lag an den Gesetzen. Er war hundert- und tausendfältig schuldig und doch war es zweifelhaft, ob er von uns verurtheilt worden wäre; wir bestraften ihn also mit der Waffe der Ehre und der öffentlichen Meinung; aber ich wiederhole es, die Handlung war tirannisch und einer der Gewaltstreiche, die unter großen Nationen und unter großen Umständen bisweilen nöthig sind."

89.

Schon am 24. Brumaire besuchte Bonaparte die Gefängnisse, und da man um diese Zeit nicht darauf gefaßt war, und er ganz unerwartet kam, so hatten die Verwalter dieser verschiedenen Anstalten nicht die Zeit, ihnen ein schöneres Aussehen zu geben, wodurch er ihre wirkliche Beschaffenheit zu sehen bekam. Von seinem Besuche zurückkehrend, fand er Bourrienne und rief aus: „Die Dummköpfe von Direktoren! Wie haben diese Leute die Staatsanstalten zugerichtet! Aber Geduld! ich werde dieses Alles in Ordnung bringen.*) Die Gefängnisse sind schlecht besorgt und ungesund; die Gefangenen bekommen zu schlechte Nahrung; ich habe sie selbst, ich habe auch die Gefangenwärter befragt, denn von den Oberen erfährt man nichts, sie preisen immer ihre Waare an.

*) Die schlechte Verwaltung der Direktoren brachte ihn in Wuth, so oft nur davon die Rede war.

Wie ich im Temple war, habe ich mich einer Erinnerung an den unglücklichen Ludwig XVI. nicht erwehren können; er war ein braver Mann; aber zu gut, zu sanft; er wußte nicht, wie man die Menschen behandeln muß*). Ich habe mir auch das Zimmer von Sidney Smith zeigen lassen. Hätten ihn die Einfaltspinsel nicht entwischen lassen, so würde ich St. Jean d'Acre erobert haben**). Es giebt zu viele Erinnerungen in diesem Gefängniß, ich werde es einmal niederreißen lassen. Wissen Sie, was ich im Temple gethan habe? Ich habe mir die Register vorlegen lassen; es standen Geißeln darin, diese habe ich befreit. Ich habe zu ihnen gesagt: Ein ungerechtes Gesetz hat Euch die Freiheit geraubt, meine erste Pflicht ist es, sie Euch wieder zu geben. — Nicht wahr Bourrienne, ich habe wohl gethan?"

90.

Bonaparte führte das Wort Ideolog oft im Munde; so nannte er diejenigen zum Spott, bei denen er einige Hinneigung zu der unendlichen Vervollkommnung wahrzunehmen glaubte; Leute, die er we=

*) Schon in der Natur Bonaparte's lag es nicht, die Menschen zu achten, aber er achtete sie noch weniger, als er sie besser kennen gelernt hatte, und — hatte wahrscheinlich Recht, denn er war ein großer Menschenkenner. Es wurde daher sein Grundsatz: „Es giebt zwei Hebel, womit man die Menschen in Bewegung setzen kann; die Furcht und der Eigennutz."

**) Man sehe Nro. 50.

gen ihres sittlichen Wandels zwar schätzte, aber zugleich als Schwärmer betrachtete, die ein allgemeines Verfassungs-Modell für alle Völker suchten, ohne den Karakter des Menschen in Anschlag zu bringen, obgleich sie ihn glücklich machen wollten. Er behauptete, die Ideologen setzten die Macht in Einrichtungen, und dieses nannte er Metaphysik; er hingegen setzte die Macht nur in die Stärke.

Jene ehrenwerthen und rechtschaffenen Männer, welche auf dem Wege der Beschauung an der Verbesserung der menschlichen Gesellschaften arbeiten, hielt Bonaparte für gefährlich, weil ihre Maximen und Grundsätze den von ihm angenommenen scharfen und willkührlichen Formen ganz entgegengesetzt waren. Er sagte, ihr Herz sey besser als ihr Verstand und weit entfernt, sich mit ihnen in Abstraktionen einzulassen, blieb er stets auf seiner Behauptung, man könne die Menschen nur durch Furcht und Eigennutz regieren.

Ohne Zweifel hatte er so unrecht nicht. Sein Weg war der praktische, während derjenige der von ihm sogenannten Ideologen ein theoretischer war. Wenn er übrigens die Macht in die Stärke setzte, so ging er gewiß von dem Gesichtspunkte aus, daß der starke Staat auch gute Einrichtungen haben, oder der Regent die Verwaltung verstehen müsse; er hatte dabei sich selbst im Auge und bedachte nicht, daß eine starke Regierung ohne gute Einrichtungen eine Despotie ist.

91.

Bonaparte, als Bürger-General, legte viel Werth auf den Titel eines Mitgliedes des Instituts, den man ihm verliehen hatte. Als Erster Konsul kam er davon zurück und nicht in dem Hochmuthe darf man die Ursache davon suchen. Ein Genie, welches einzig dasteht, wie der Erste Konsul, mußte es sehr herabwürdigend finden, von Leuten aus dem großen Haufen sich „Kollege" nennen zu hören; das Genie hat nie Kollegen, eben weil es ein Genie ist. Sein Schicksal hatte eine neue praktische Richtung genommen; die Dinge, die man im Institut vortrug, konnten ihn wenig mehr anziehen, weil er eine andere größere Heerde zu weiden hatte.

Auch brachte Bonapartes Stellung es mit sich, allen früheren Verbindungen zu entsagen, denn hätte er sie berücksichtigen wollen, so mußte er gegen Pflicht und Überzeugung handeln.

Das Bild der Republik, durch welches dieselbe sitzend mit einer Pike in der Hand vorgestellt wurde, und dann im Anfange des Konsulats oben an den Briefen figurirte, trat Bonaparte sehr bald mit Füßen. Angenommen, daß Bourrienne hier die Wahrheit sagt, so drückt sich in diesem Eifer Bonapartes nur sein glühender Haß gegen die unter der vorigen Verwaltung vorgekommenen Abgeschmacktheiten aus; denn die Freiheit und die elende Verwaltung des Direktoriums bildeten zwei der lächerlichsten Gegensätze.

92.

Durch die Austheilung von Ehrensäbeln und Ehrenflinten machte der Erste Konsul sich bei dem Heere ungemein beliebt. Er verstand es, dieses Geschenk doppelt ehrend zu machen.

Ein Grenadier-Sergeant, Namens Leon Aune, einer der ersten, die damit beschenkt wurden, erhielt die Erlaubniß, dem Ersten Konsul seinen Dank schriftlich abstatten zu dürfen. Bonaparte antwortete ihm mit Absicht Folgendes:

„Ich habe Euern Brief erhalten, tapferer Kamerad! Ihr braucht mir nicht von Euren Thaten zu sprechen; Ihr seyd der tapferste Grenadier der Armee, seit der tapfere Benezete todt ist. Ihr habt einen von den hundert Säbeln erhalten, die ich an die Armee vertheilt habe. Alle Soldaten haben zugestanden, daß Ihr ihn am meisten verdient habt.“

„Ich wünsche sehr, Euch wieder einmal zu sehen. Der Kriegs-Minister schickt Euch den Befehl, nach Paris zu kommen.“

Dieser Brief circulirte bei der ganzen Armee und begeisterte sie. Gewiß verstand kein Anderer wie Napoleon die Kunst, das Herz seiner Soldaten zu erheben. Alberne Menschen suchten in jenem Briefe einen Beweis dafür, daß Bonaparte Sinn für republikanische Gleichheit habe.

93.

Zu den Zeiten des Konsulats befand sich der durch sein Unglück bekannte General Mack als Kriegsgefangener in Frankreich. Das Direktorium hatte ihm die Stadt Dijon zum Aufenthaltsorte angewiesen, Bonaparte erlaubte ihm nach Paris zu kommen. Dort entfloh er im April 1800, schmeichelte sich von Neuem am Östreichschen Hofe ein und prahlte laut mit seinem Vorsatze, sich an Frankreich zu rächen. Diesen Vorsatz erfüllte er in der Art, daß er gleich im Anfange des Feldzuges von 1805 — Ulm an die Franzosen übergab. Bonaparte rettete sein, wahrscheinlich verwirktes, Leben durch eine Bedingung im Preßburger Vertrage.

Der Erste Konsul fällte von Mack, als dieser sich noch in Paris befand, folgendes Urtheil, welches sich später buchstäblich bestätigte und daher als ein Zeugniß für seine Menschenkenntniß betrachtet werden kann: „Mack ist einer der mittelmäßigsten Menschen, die ich in meinem Leben gesehen habe, voll von Selbstgenügsamkeit und Eigenliebe, und hält sich für tauglich zu Allem. Er ist jetzt nichts mehr; aber ich wünschte nur, daß er sich einmal einem unserer guten Generale gegenüber stellten müßte; da würde es ihm schön ergehen; er ist ein Prahler und weiter nichts; einer der allerunfähigsten Menschen und überdies ist ihm das Glück nicht günstig."

Als der Erste Konsul die Entweichung Mack's erfuhr, sagte er: „Mack mag hingehen, wo er will,

ich fürchte ihn nicht. Aber was mir einfällt? Es befinden sich noch einige andre Östreichsche Offiziere in der Gefangenschaft, worunter ein Graf v. Dietrichstein, der einer großen Familie zu Wien angehört. Ich will sie Alle in Freiheit setzen. Im Augenblicke, wo wir im Begriff stehen, ins Feld zu rücken, wird dieses gute Wirkung thun; man wird sehen, daß ich sie nicht fürchte. Und, wer weiß? vielleicht verschafft mir dieses Lobredner dort drüben." Unverzüglich ward der Befehl zur Befreiung der Östreichschen Gefangenen ausgefertigt und ausgeführt.

94.

Bonaparte bewohnte als Erster Konsul das Luxemburg, und zwar das Stockwerk zu ebener Erde, auf der rechten Seite, wenn man von der Straße Vaugirard hineinkommt. Sein Arbeitszimmer befand sich bei einer geheimen Treppe, die in das erste Stockwerk, wo Josephine wohnte, hinaufführte.

Bald aber wurde ihm diese in der That beschränkte Wohnung zu enge, und er wünschte sie mit den Tuilerien zu vertauschen. Man hat viel von der Vorsicht gesprochen, mit der er diese Wohnungs-Veränderung eingeleitet hat. Allein von einem Manne, der auch nur mittelmäßigen Verstand besaß, konnte es nicht erwartet werden, daß er mit der Thür ins Haus fiel und seine bescheidene Wohnung

mit auffallender Ostentation gegen die Wohnung der Könige von Frankreich vertauschte.

Die Tuilerien erhielten einstweilen den Namen Palast der Regierung und wurde durch Bildsäulen allegorisch verziert; man sahe Demosthenes und Alexander, um das Genie der Beredsamkeit und das der Eroberung zugleich zu ehren. Die Bildsäule Hannibals war dazu bestimmt, an den größten Feind Roms zu erinnern und Rom selbst würde durch Scipio, Cicero und Cato, durch Brutus und Cäsar vorgestellt, wobei sich das große Schlachtopfer neben dem Mörder befand. Unter den großen Männern der neuern Welt wählte Bonaparte zuerst Gustav Adolph, Turenne und Condé; Turenne, weil er seine geschickten Berechnungen bewunderte, und Condé, um die Meinung zu verbreiten, daß die Erinnerung an einen Bourbon ihm nicht schrecklich sey und zugleich um zu zeigen, daß er allen Menschen die gebührende Ehre zu erzeigen wisse. Die Bildsäule von Duguai-Trouin erinnerte an die schönsten Zeiten der französischen Marine. Marlborough und der Prinz Eugen erhielten ebenfalls eine Stelle in der Gallerie, sie sollten die Unglücksfälle der letzten Jahre der großen Regierung andeuten; und der Marschall von Sachsen sollte beweisen, daß die Regierung Ludwig XV. auch ihren Ruhm gehabt habe. In den Bildern Friedrichs und Washingtons wurden die falsche Philosophie auf dem Throne und die wahre Weisheit als Gründerin eines Freistaats ein-

einander gegenüber gestellt. Endlich sollten die Namen Dugommier, Dampierre und Joubert die Welt von der hohen Achtung überzeugen, welche Bonaparte gegen seine ehemaligen Waffenbrüder empfand.

Am 19. Febr. 1800 zog er in die Tuilerien. Um das Publikum zu beschäftigen, veranlaßte er eine prächtige Musterung im Hofe des Palastes. Er ritt durch die Reihen der Soldaten, richtete schmeichelhafte Worte an die Befehlshaber, und stellte sich zuletzt, mit Murat zur Rechten, Lannes zur Linken, und einen zahlreichen Generalstab hinter sich, an dem Thore der Tuilerien auf. Dieser Generalstab bestand aus lauter jungen Kriegern, welche von der Sonne Ägyptens und Italiens verbrannt waren und mehr Kämpfe mitgemacht hatten, als sie Jahre zählten. Als die Fahnen der 96sten, 43sten und 30sten Halbbrigade an ihm vorüberzogen, die nur noch aus einem Stabe bestanden, von welchem einige von Kugeln durchlöcherte und vom Pulver geschwärzte Lappen herabhingen, zog er, zum Zeichen der Ehrfurcht, seinen Hut ab und verbeugte sich. Diese, von einem so großen Feldherrn den auf dem Schlachtfelde verstümmelten Fahnen erwiesene Ehre wurde jedesmal von tausendfachem Zuruf begrüßt und als die Truppen vollends defilirt hatten, stieg der erste Konsul mit kühnem Fuß die Treppe der Tuilerien hinauf.

95.

Vor seinem Einzuge in die Tuilerien hatte Bonoparte dieselben häufig besucht, um zu sehen, ob die angeordneten Ausbesserungen und das Anstreichen gut von statten gehe. Gleich Anfangs sagte er, bei dem Anblick der vielen rothen Mützen, womit die Wände bemalt waren, zu dem Baumeister Hrn. Lecomte: „Sorgen Sie dafür, daß dieses Alles wegkommt; ich kann das schmuzige Zeug nicht leiden.“

96.

Von dem Arbeitszimmer des Ersten Konsuls und nachherigen Kaisers in den Tuilerien giebt Bourrienne folgende Beschreibung:

„Zwei Tische befanden sich in demselben. Der eine derselben, ein sehr schöner, war für den Ersten Konsul und stand fast in der Mitte; sein Armstuhl kehrte den Rücken gegen den Kamin und hatte das Fenster zur Rechten. Auf der rechten Seite befand sich ein kleines Zimmerchen, worin Duroc sich gewöhnlich aufhielt, und durch welches man mit dem Aufwärter und mit den großen, gegen den Hof gelegenen Zimmern in Verbindung stand. Wenn der Erste Konsul an seinem Schreibtisch in dem schönen Armstuhl saß*), dessen Lehne er so oft mit seinem

*) Er beugte sich darin oft so sehr rückwärts, daß er

Federmesser verstümmelte, hatte er ein großes Büchergestelle gegen sich über, das von oben bis unten mit Pappschachteln angefüllt war. Etwas zur Rechten neben dem Büchergestelle war die zweite Hauptthüre des Kabinets, welche unmittelbar in das Parade-Schlafgemach führte*), von da kam man in den großen Aufwartungs-Salon, an dessen Decke Ludwig XIV. von Le Brun gemalt ist; eine an der Stirn des großen Königs angebrachte dreifarbige Kokarde zeugte noch von den albernen Thorheiten des Konvents. Hierauf kam der Saal der Garden, und zuletzt die große Treppe des Flora-Pavillons**)."

„Mein Arbeitstisch war höchst einfach und stand in der Nähe des Fensters; im Sommer hatte ich die Aussicht auf das dichte Laubwerk der Kastanienbäume, aber wenn ich die Spaziergänger im Garten sehen wollte, mußte ich von meinem Sitz aufstehen. Ich kehrte dem Profil des Generals den Rücken, so daß wir uns nur ein wenig drehen durften, um uns zu sehen, wenn wir mit einander zu sprechen

Gefahr lief, mit dem Stuhle umzufallen. Aus langer Weile oder übler Laune zerschnitt er das Holz des Lehnstuhls mit seinem Federmesser. Diese Angewohnheit fiel ins Kindische, aber ein Mann wie Bonaparte konnte keinen Augenblick ohne Beschäftigung seyn.

*) Es befand sich in dem ersten Zimmer, in welches man kommt, wenn man aus dem Arbeits-Kabinet gegen Mittag nach der großen Treppe des Flora-Pavillons hingeht. Bonaparte schlief nur selten darin, weil er seine häusliche Einfachheit vorzog, und seine Nächte damals bei Josephinen zubrachte, zu der er jeden Abend vermittelst einer kleinen Treppe hinabging.

**) In diesem wohnte der dritte Konsul Lebrun.

hatten. Duroc war nur selten in seinem kleinen Kabinet, und dem konnte ich bisweilen Audienz geben."

97.

„Zu Paris," erzählt Bourrienne, „konnte ich Bonaparte noch seltener verlassen, als zu Malmaison. Wir gingen bisweilen des Abend mit einander im Garten der Tuilerien spazieren und er wartete immer, bis die Gitterthüren geschlossen waren. Bei diesen Abendausgängen trug er einen grauen Überrock und einen runden Hut. Mein Geschäft war es, auf das qui vive? der Schildwachen zu antworten: Der Erste Konsul. Indeß glichen die Spaziergänge, die als Erholungen von der Arbeit für uns beide sehr zuträglich waren, denen, die wir zu Malmaison machten, so ziemlich. Was unsre Spaziergänge in der Stadt betrifft, so waren sie oft sehr unterhaltend."

„Wenn ich ihn in der ersten Zeit unseres Aufenthalts in den Tuilerien Abends um 8 Uhr in seinem grauen Überrock in das Kabinet treten sahe, so wußte ich schon, daß es nun heißen werde: „„Bourrienne! wir wollen eine Tour machen."" Statt durch den Bogengang des Gartens, gingen wir dann bisweilen durch die kleine Thüre, welche von dem Hofe aus in die Gemächer des Herzogs von Angouléme führt. Er nahm mich am Arm und so be-

suchten wir die Läden in der Straße St. Honoré, wo wir um Gegenstände von geringem Werthe handelten; jedoch erstreckten sich unsere Wanderungen nicht über die Straße de l'Arbre-Sec hinaus. Während ich die Waaren vor uns auslegen ließ, die ich mir den Anschein gab, für meine Person kaufen zu wollen, spielte er seine Rolle als Frager, und nichts war dann komischer, als wenn er sich bemühte, den leichten und scherzhaften Ton der jungen Leute nach der Mode anzunehmen. Wie ungeschickt war er, wenn er sich ein graziöses Ansehen geben wollte und, sein Halstuch in die Höhe ziehend, sagte: „„Eh bien, Madame, was giebt es Neues? Bürger, was sagt man von Bonaparte? Ihr Laden scheint mir eine sehr große Kundschaft zu besitzen. Es müssen viele Leute hierher kommen. Was sagt man von dem Spaßvogel Bonaparte?““ Eines Tages war er sehr glücklich. Es begegnete uns nämlich, daß wir einen Laden eiligst verlassen mußten, um den Grobheiten zu entgehen, die uns der unehrerbietige Ton, in welchem Bonaparte von dem Ersten Konsul sprach, zugezogen hatte."

98.

Einer der ersten Wünsche des Ersten Konsuls bestand darin, das öffentliche Unterrichtswesen umzuformen und aus dem Schlendrian zu reißen. Die Central-Schulen gefielen ihm nicht; dagegen konnte

er der polytechnischen Schule seine Bewunderung nicht versagen; leider gab er ihr später eine schiefe Richtung, indem er sie auf militärischen Fuß stellte. Nur das Prytaneum war dem alten Studien-Plane treu geblieben. In Begleitung von Lebrun und Duroc machte er dort einen unerwarteten Besuch, verweilte über eine Stunde und äußerte sich nachher mit vieler Theilnahme darüber. „Wissen Sie, Bourrienne,“ sagte er zu diesem, „daß ich den Professor gemacht habe?“

„Sie, General?“

„Ja freilich, und ich habe mich nicht übel dabei benommen. — Ich habe an Schüler aus der mathematischen Klasse Fragen gerichtet und auch meinen Bezout noch gut im Kopfe gehabt, um ihnen an der Tafel einige Demonstrationen machen zu können. Ich bin in den Klassen, in den Quartieren und im Refektorium gewesen, habe von ihrer Suppe gekostet und finde sie allerdings besser, als diejenige, welche wir zu Brienne bekamen. Ich muß mich jetzt ernstlich mit dem öffentlichen Unterricht und mit der Polizei der Colléges beschäftigen. Die Schüler müssen eine Uniform bekommen, ich habe einige darunter gesehen, die gut, und andere, die schlecht gekleidet waren, das taugt nichts; in einem Collége vorzüglich muß Gleichheit stattfinden. Diese jungen Leute waren mir ein erfreulicher Anblick und ich werde mir die Namen derer, die ich befragte, angeben lassen. Ich habe Duroc aufgetragen, mir Bericht darüber zu erstatten und bin Willens, sie zu belohnen; dies wird

eine gute Wirkung hervorbringen und der Jugend einen Wetteifer einflößen; ich pflanze dadurch für die Zukunft. Einige von ihnen werde ich anstellen."

Er hielt Wort. Acht der ausgezeichnetsten Zöglinge erhielten eine Pension von 200 Fr. aus seiner Privatkasse; und drei derselben wurden bei den auswärtigen Angelegenheiten unter dem Titel Eleven der Diplomatik*) angestellt.

99.

Unter den Schülern des Prytaneums befand sich ein 16jähriger Sohn des Polnischen Generals Miackzinski, der im Kampfe unter den Fahnen der Republick gestorben war. Nachdem er bald darauf das Collège verlassen hatte, wurde er Soldat und wohnte einer Musterung bei, die Bonaparte in der Ebene des Sablons hielt; man zeigte ihm den Ersten Konsul, der zu ihm sagte: „Ich habe Ihren Vater wohl gekannt, er war ein tapferer Mann; machen Sie es wie er, in einem halben Jahre sind Sie Offizier."

Das halbe Jahr vergeht und Miackzinski schreibt an den Ersten Konsul, um ihn an sein Versprechen zu erinnern. Er wartet einen Monat und erhält keine Antwort. Da schreibt er von neuem an den Ersten Konsul: „Sie haben mir gesagt, ich solle mich meines Vaters würdig betragen; das werde ich.

*) Hr. v. Talleyrand führte diese nützliche Einrichtung ein.

Sie haben mir gesagt, ich würde in einem halben Jahre Offizier seyn, seitdem sind 7 Monate verstrichen. Wenn Sie meinen Brief erhalten, werde ich nicht mehr leben; ich will nicht unter einer Regierung dienen, deren Oberhaupt sein Wort nicht hält."

Der junge Miackzinski hielt das seinige nur zu getreulich, nachdem er an den Ersten Konsul geschrieben hatte, ging er auf sein Zimmer und erschoß sich mit einer Pistole. Wenige Tage nach diesem traurigen Ereigniß wurde die Beförderung Miackzinski seinem Corps gemeldet; denn er war von Bonaparte nicht vergessen worden. Eine verspätete Ausfertigung in dem Kriegs = Bureaux verursachte also den Tod dieses wackern jungen Mannes*). Bonaparte wurde dadurch sehr gerührt, und sagte: „Diese Polen sind doch ganz Ehrgefühl! Mein armer Sulkowski hätte gewiß dasselbe gethan!"

100.

Der Erste Konsul hatte den Gottesdienst wieder eingeführt; mit außerordentlichem Vergnügen schaffte er auch die abscheuliche Gedächtnißfeier des 21. Ja=

*) Die Selbstmorde, die dadurch veranlaßt werden, daß die von oben nachgesuchte Hülfe vermöge des herkömmlichen Schlendrians der Kanzeleien zu spät kommt, möchten vielleicht nicht zu zählen seyn. Das Herz fühlt sich gestärkt, wenn man unter Hunderten einmal einen Minister sieht, der seine Bureaux in Ordnung zu halten weiß. Wie wir später sehen werden, war dieser Schlendrian auch an dem Tode des Herzogs v. Enghien Schuld.

nuar (Todestag Ludwigs XVI.) ab*) und gestattete fast zu gleicher Zeit die Wiedereinführung der Opernbälle. Er führte die seit Anfang der Revolution vergessenen Festlichkeiten und Promenaden von Longchamps wieder ein, und erlaubte, daß geistliche Konzerte im Opernhause gegeben werden durften. Eben so, und trotz der Beibehaltung des republikanischen Kalenders in den öffentlichen Verhandlungen brachte er durch Epochen der Lustbarkeit den alten Kalender allmählig wieder in Erinnerung. Die Fastnacht war mit dem ersten Balle bezeichnet worden und die Charwoche wurde es nun mit Konzerten und Promenaden.

Alle diese Neuerungen geschahen mit weiser Berechnung und gleichsam unbemerkt, damit jede Reaktion vermieden werde. Bonaparte stellte den Gebrauch der Benennung der Wochentage wieder her, während man noch die Republik beibehielt. Es geschah in dieser Absicht, daß er den Moniteur mit Samstag den..... Messidor, zu datiren beginnen ließ. „Sehen Sie," sagte er zu Bourrienne, „eine Sache, worüber man lärmen wird; ich werde aber auch den Messidor und alle übrigen von den Jakobinern erfundenen Schweinereien abschaffen."

101.

Die Bourbons waren, so lange Bonaparte seine

*) In den Jahren 1830 — 1833 beschäftigten die französischen Kammern sich durch 4 lange Sessionen mit demselben Gegenstande.

Herrschaft nicht gesichert hatte, für ihn ein Gegenstand der Besorgniß.*) Ludwig XVIII. hatte unterm 20. Febr. 1800 Folgendes an ihn geschrieben:

„Männer, wie Sie, mein Herr! flößen niemals Besorgnisse ein, ihr Benehmen mag dem Anschein nach seyn, welches es wolle. Sie haben einen erhabenen Posten angenommen und ich weiß Ihnen Dank dafür. Besser als irgend Jemand wissen Sie, wie viel Macht und Stärke erforderlich ist, um eine große Nation glücklich zu machen. Erretten Sie Frankreich von seiner eignen Wuth und Sie erfüllen den ersten Wunsch meines Herzens; geben Sie ihm seinen König wieder und die künftigen Geschlechter werden Ihr Andenken segnen. Sie werden dem Staat immer zu nothwendig seyn, als daß ich durch wichtige Ämter die Schuld meines Ahnherrn und die meinige abtragen könnte.

Ludwig."

Dieses Schreiben machte Bonaparte einen Augenblick bestürzt; öfter schon hatte er den Entschluß ausgesprochen, mit dem Prinzen nichts zu schaffen ha-

*) Sehr begreiflich. Napoleon hat sich stets etwas darauf zu gute gethan, daß er seine Herrschaft nicht usurpirte, sordern durch den Willen des Volks erhielt. Sein Wunsch mußte es daher bleiben, daß Niemand vorhanden seyn möge, der ältere Ansprüche auf die Herrschaft habe. Er fürchtete die Bourbons nicht, denn sie konnten in ihrer Lage ihm keine Furcht einflößen; er wünschte aber ihre Ansprüche beseitigt zu sehen. Wir werden späterhin sehen, welchen Versuch er machte, Ludwig zur Verzichtleistung auf den Thron zu bewegen.

ben zu wollen. Man erkennt aus seinem ganzen Benehmen, daß Herz und Verstand einen großen entscheidenden Kampf zu bestehen hatten. Josephine und Hortensie lagen ihm an, Ludwig wenigstens einige Hoffnung zu machen; dies vermehrte den Zwiespalt in seinem Innern. Das Herz mochte ihm wohl vorstellen, daß es groß und edel sey, dem Ruhme die Entsagung beizugesellen, der Verstand aber flüsterte ihm zu, daß er dann nichts mehr und nichts weniger als das Werkzeug seyn würde, um den Bourbons die Kastanien aus den Kohlen zu langen; einer solchen Thorheit und Albernheit aber durfte er bei seinem hohen Verstande sich nicht schuldig machen. Dann kannte er die Bourbons, wie sie sich später bewährt haben; er wußte, daß Alles in den alten Schlendrian versinken, daß Tausende, die sich in den Strudel der Revolution verwickelt sahen, ein Opfer des wiederkehrenden Fanatismus seyn würden; er sah eine ungeheure Reaktion voraus; die Bourbons hätten sich eingebildet, sie hätten ihr Erbgut wieder erobert und dürften damit nach ihrer Weise schalten; die heiligsten Verpflichtungen, die bestimmtesten Versprechungen wären der Gewalt gewichen.

Niemand kann die Richtigkeit dieses Raisonnements bestreiten, und Niemand würde bei diesen Betrachtungen in Bonapartes Lage anders gehandelt haben als er.

Er zögerte und zögerte mit der Antwort; überhäufte Geschäfte trugen dazu bei, daß sie beinahe ins Vergessen kam.

102.

Endlich erhielt der Erste Konsul, ohne Datum, einen zweiten Brief von Ludwig des Inhalts:

„Schon längst, General! müssen Sie wissen, daß Sie meine Achtung besitzen. Sollten Sie noch zweifeln, ob ich der Dankbarkeit fähig sey, so bezeichnen Sie die Stelle, die Sie für Sich, das Loos, das Sie für Ihre Freunde wünschen. Was meine Grundsätze betrifft, so bin ich ein Franzose. Milde von Karakter, würde ich es auch noch aus Vernunftgründen seyn."

„Nein, der Sieger bei Lodi, Castiglione und Arcola, der Eroberer von Italien und Ägypten kann eitle Berühmtheit dem wahren Ruhme nicht vorziehen. Indessen verlieren Sie eine kostbare Zeit. Wir können Frankreichs Ruhm sichern. Ich sage wir, weil ich Bonaparte's dazu bedarf und er es ohne mich auch nicht könnte."

„General! Europa sieht auf Sie, der Ruhm erwartet Sie und mich verlangt es, meinem Volke den Frieden zu geben.

Ludwig."

Auch dieser Brief wurde von dem Ersten Konsul einige Zeit unbeantwortet gelassen. Man verwundert sich über die wenige Kenntniß, welche er von der Lage Frankreichs zeigte. Zu allen Zeiten haben die Bourbons keine Menschenkenntniß gehabt; wie hätte sonst Ludwig die Rückkehr nach Frankreich sich als so leicht vorspiegeln können, da sie offenbar eine Um=

wälzung aller Verhältnisse mit sich führen mußte? — Endlich schrieb Bonaparte mit eigener Hand folgendes:

„Mein Herr! Ich habe Ihren Brief erhalten und danke Ihnen für die mir darin gesagten Artigkeiten.“

„Wünschen Sie nicht nach Frankreich zurückzukehren! Sie müßten über hunderttausend Leichen schreiten.“

„Opfern Sie Ihren eigenen Vortheil der Ruhe und Wohlfahrt Frankreichs auf! Die Geschichte wird Sie dafür entschädigen.“

„Ich bin nicht gefühllos gegen die Leiden Ihrer Familie. Ich werde mit Vergnügen vernehmen, und gern dazu beitragen, daß Sie in Ihrem Zufluchtsorte ein ruhiges Leben führen.

Bonaparte.“

Als er diesen Brief noch einmal durchlas, glaubte er zu weit gegangen zu seyn und zu viele Verbindlichkeit auf sich genommen zu haben, indem er schrieb: daß er gern dazu beitragen würde u. s. w. Er durchstrich also den letzten Satz und setzte statt dessen: Ich werde mit Vergnügen zu der Annehmlichkeit und Ruhe Ihres Zufluchtsorts beitragen.

Dieser Brief konnte nun aber nicht mehr fortgeschickt werden, er ließ ihn also auf seinem Tische liegen. Einige Zeit nachher schrieb er einen neuen Brief, in welchem er den letzten Satz abermals dahin abänderte: Ich bin nicht gefühllos gegen

die Leiden Ihrer Familie und werde mit Vergnügen vernehmen, daß Sie von Allem umgeben sind, was zu der Ruhe Ihres Zufluchtsortes beitragen kann.

Dieser Brief, (datirt v. 24. Sept. 1800.) in welchem Bonaparte gar keine Verbindlichkeit übernahm, ging ab.

103.

Bonaparte's erstes Werk als Konsul war gewesen, durch ein eigenhändiges Schreiben an den König von England Friedens-Vorschläge zu machen. Weil aber diese Vorschläge von der Form abwichen und nicht auf dem gewöhnlichen meilenlangen diplomatischen Wege anlangten, wurde ihnen ausgewichen, und Östreich folgte demselben Beispiel. Hätte man damals die Gelegenheit ergriffen, Europa einen dauernden Frieden zu geben, so würde Bonapartes rastlose Thätigkeit sich vielleicht allein auf die Verwaltung geworfen haben, und man hätte den Völkern grenzenloses Elend erspart. Es lag damals in Bonapartes Absicht, sich den Franzosen als Friedensstifter beliebt zu machen; von ihm sind also die Greuel, welche aus der Fortsetzung des Krieges entstanden, nicht ausgegangen. Die Koalition glaubte grade damals den Zeitpunkt gefunden zu haben, wo Frankreich gedemüthigt werden könnte, und in der That machten auch die Östreicher in Italien unter Melas gute

Fortschritte gegen Massena, so daß sich dieser letztere bald auf den Besitz von Genua beschränkt sahe.

Paul I. war der einzige Herrscher, den Bonaparte für sich gewann; der letztere ergriff eine sehr schöne Gelegenheit, auf den ritterlichen und etwas seltsamen Karakter des Czaars Eindruck zu machen. Bei einem frühern Auswechselungs-Vergleich mit England hatte dieses sich geweigert, 7000 Russen, die in Holland gefangen worden wären, darin aufzunehmen. Eine liberale Politik gegen Bundesgenossen! Was that Bonaparte? Er ließ sie alle neu bewaffnen und neu kleiden und zwar in die Uniform der Korps, zu denen sie gehört hatten, und sandte sie ohne Lösegeld, ohne Austausch, ohne irgend eine Bedingung nach Rußland zurück. Paul fühlte dies tief, aus einem Verbündeten wurde er auf einmal der erklärte Feind Englands und der entschiedenste Verehrer des Ersten Konsuls, der wiederum seinen Vortheil weise zu benutzen verstand.

Der Hauptspaß bei dieser Sache aber war, daß Bonaparte sich die Gelder, welche ihn die 7000 Russen gekostet, im Frieden von Amiens (wo Paul I. nicht mehr lebte) von den Engländern wieder erstatten ließ.

104.

Während alle Friedensversuche sich zerschlugen, vereinigte Bonaparte alle längs dem Rhein zerstreueten

Truppen zu einer einzigen Armee unter dem Oberbefehl des Generals Moreau, der ihm am 18 Brumaire unbedingte Ergebenheit bezeigt hatte, und der von dem Kriegsschauplatze in Deutschland eine besondere gute Kenntniß besaß. Moreau war bekanntlich in dieser Unternehmung glücklich und drängte die Östreicher bis in die Ober-Pfalz zurück.

Zugleich aber hatte der Erste Konsul in Dijon eine Reserve-Armee gebildet. „Da, wo Nichts war,“ sagt Bourrienne, „schuf er Alles*). In diesen Tagen seiner Jugend, wo sich seine Einbildungskraft am erfinderischsten und sein Genie am kräftigsten zeigte, hätte ihm selbst der bitterste Feind seine Bewunderung nicht versagen können. Ich erstaunte über die Details, in die er sich einließ. Während die wichtigsten Beschäftigungen alle seine Augenblicke in Anspruch nahmen, schickte er 24000 Fr. in die Herberge auf dem St. Bernhardsberge, damit dafür Lebensmittel angeschafft würden. Als er seine Reserve-Armee sich bilden und Alles nach Wunsch gehen sahe, sagte er: „„Ich hoffe Melas in den Rücken fallen zu können, ehe er sich es träumen läßt, daß ich in Italien bin. Wenn nur Genua sich

*) Diese Rerserve-Armee erschien den auswärtigen Mächten so verächtlich, daß man sie kaum einer Notiz würdigte. Auf einer Englischen Karrikatur sah man einen Knaben von 12 Jahren und einen Invaliden auf einem hölzernen Beine mit der Unterschrift: „Bonaparte's Reserve-Armee.“

sich noch länger hält; aber es wird ja von Massena vertheidigt.''" Seine Berechnungen trafen pünktlich ein.

Die konsularische Verfassung gestattete Bonaparte nicht, das Kommando einer Armee außerhalb des republikanischen Gebietes zu übernehmen. Er übertrug daher das Ober-Kommando dem Namen nach Berthier, während er selbst, Bonaparte, die ganze Operation zu leiten gedachte.

105.

Am 6. Mai, Morgens 8 Uhr, reiste der Erste Konsul nach Dijon ab. Alle seine Anordnungen waren vorher getroffen, und alle Befehle ertheilt; aber noch immer sollte es ein Geheimniß seyn, daß er das Kommando übernehme. Am Abende zuvor versammelte er die beiden andern Konsuln und die Minister zu sich, und sagte zu Lucian (Minister des Innern): „Halten Sie bis morgen fruhe ein Umlaufschreiben an die Präfekten in Bereitschaft; Sie, Fouché, lassen dasselbe in den Zeitungen bekannt machen: sagen Sie darin, ich sey nach Dijon abgereist, um die Reserve-Armee zu mustern; Sie können beifügen, daß ich vielleicht bis Genf gehen würde, aber versichern Sie bestimmt, ich würde nicht über 14 Tage abwesend seyn. Sie, Cambaceres, führen Morgen im Staats-Rathe den Vorsitz; in meiner Abwesenheit sind Sie das Oberhaupt der Regierung; sagen Sie im Rathe ungefähr das Nämliche, meine Abwesen-

heit werde nur kurz seyn, ohne sich in nähere Details einzulassen. Bezeugen Sie dem Staats-Rathe meine ganze Zufriedenheit; er hat schon wichtige Dienste geleistet, und soll es auch ferner thun. Ah! ich hätte fast etwas vergessen: Sie melden ihm zugleich, daß ich Joseph zu einem Mitgliede des Staats-Raths ernannt habe. Wenn sich etwas ereignen sollte, so würde ich schnell, wie der Blitz, wieder hier seyn! Ich empfehle Euch Allen das Wohl Frankreichs: ich hoffe, daß man in Wien und London bald von mir sprechen wird."

106.

Die Armee, welche der Erste Konsul anzugreifen gesonnen war, zählte 140,000 Mann, war an den Krieg gewöhnt, und im Siege begriffen; er hingegen hatte fast nichts, als Konscribirte, aber diese Soldaten aus dem Stegreife wurden von Chefs befehligt, deren Eifer seines Gleichen nicht hatte. Bonaparte suchte sich nicht selbst zu täuschen, sondern sagte oft: „Das Ganze muß für das Ganze aufs Spiel gesetzt werden." Sein Schicksal sollte durch den Gewinn oder Verlust einer Schlacht entschieden werden; verlor er sie, so waren alle Träume seiner feurigen Einbildungskraft dahin, und mit ihnen verschwanden seine riesenmäßigen Plane für Frankreichs Zukunft. Er sah die Gefahr, aber ohne sich darüber zu entsetzen, denn er verließ sich auf sein gewohntes Glück

und auf die Ergebenheit seiner Truppen. Er pflegte zu sagen: „Ich habe allerdings viele Konscribirte in meiner Armee, aber diese Konscribirten sind Franzosen. Habe ich nicht vor vier Jahren mit einer schwachen Armee ganze Horden von Sardiniern und Östreichern vor mir hergejagt, und Italien gesäubert. Dasselbe werden wir jetzt wieder thun. Die Sonne, die uns leuchtet, ist dieselbe, die uns zu Arcola und Lodi geleuchtet hat. Ich zähle auf Massena, und hoffe, daß er sich in Genua halten wird. Wenn er aber endlich der Hungersnoth erliegen muß, so erobere ich Genua wieder in den Ebenen der Scrivia. Mit welchem Vergnügen werde ich dann den Boden meines schönen Frankreichs wieder betreten!"

Schon damals glühte der Gedanke in seiner Seele, Frankreich sein zu nennen. Und da er zu jener Zeit von ganz Frankreich so überaus geliebt war, kann man sich dies erklären.

107.

Es war ein großer und schöner Gedanke und die eigene Erfindung des Ersten Konsuls, über den St. Bernhard in Italien einzudringen. Dieser Übergang hat der Welt eine gerechte Bewunderung eingeflößt und doch vermochten die unglaublichen Schwierigkeiten, die damit verbunden waren, nicht, den Muth der Truppen zu dämpfen. Die an Strapatzen und Gefahren gewöhnten Generale beachteten kaum das

Riesenmäßige, das in der Unternehmung des neuen Hannibal lag. Die Einrichtung einer Bewirthungs-Anstalt auf dem höchsten Punkte zwischen den Thälern von Mosta und Martigny, welche die Bestimmung hat, einzelnen Reisenden Hülfe zu gewähren, ist schon ein hinlänglicher Beweis der Gefahr, sich auf diese an Stürmen reiche Höhen zu wagen; aber hier handelte es sich nicht von einzelnen Reisenden, sondern von einer ganzen Armee; die Kavallerie, das Gepäck, die Munitionswagen, die Artillerie sollten die schmalen Fußsteige verfolgen, die der Ziegenhirt nur mit der größten Vorsicht betritt, auf der einen Seite drohten herabhängende Schneemassen jeden Augenblick, in Lawinen herabzustürzen, auf der andern kostete ein Fehltritt das Leben. Menschen und Pferde gingen auf solchen Ziegenpfaden einzeln über den Berg. Die Artillerie wurde von den Laffetten abgenommen, die Läufe der Kanonen in hohle Baumstämme gesteckt, und mit Stricken gezogen.

Am entgegengesetzten Ende des Plateaus setzten sich Viele auf den Schnee und rutschten hinab. Die Vorderen bahnten den Nachfolgenden den Weg. Man lachte über diese schnelle Hinabfahrt, welche ungefähr 500 bis 600 Toisen dauerte, wo dann der Schnee sich in Koth aufgelöst hatte.

Viele gingen im Schnee der Berge verloren und wären umgekommen, wenn nicht die zur Rettung verunglückter Personen abgerichteten Hunde des Klosters sie aufgespürt und gerettet hätten.

Ein Korps von 1000 Mann unter dem Gene-

ral Betancourt, das über den Simplon gesandt worden war, stieß zwischen Yesellen und Domo d'Ossola auf einen Abgrund, dessen verbindende Brücke durch einen Schneesturz weggerissen war. Da führte ein Freiwilliger folgendes Wagstück aus. Er trat in die Löcher der fast senkrechten Felswand, in der die Brücke, in einer Breite von 60 Fuß gelegen hatte, und gelangte, indem er seine Füße von Loch zu Loch setzte, auf die andre Seite. Ein Seil, welches er mitgenommen hatte, wurde nun in Mannshöhe an den Felsen gespannt; der General war der Erste, der, sich an den Strick hängend und die Füße von Loch zu Loch setzend, den Abgrund überschritt, worauf die Soldaten mit Waffen und Tornistern folgten.

108.

Bonaparte verweilte, vor dem Übergange, 3 Tage in dem öden Kloster Martigny, um die Nachricht von der Übergabe des Forts von Bard, das jenseits des Berges liegt und die Straße nach Yrrea beherrscht, zu erwarten. Die Stadt wurde am 21. Mai erstürmt, das Fort hielt sich aber noch und die Übergabe schien noch nicht sobald eintreten zu wollen. Er ergoß sich in Klagen über den Belagerungs-Kommandanten und sagte: „Ich habe in diesem Kloster Langeweile; die Dummköpfe werden mir das Fort von Bard in ihrem Leben nicht erobern, ich muß selbst darnach sehen, sie nöthigen mich, mich mit einer

solchen Jämmerlichkeit zu befassen!" Auf der Stelle gab er den Befehl zum Aufbruch.

Jenseits angelangt, kletterte man über den Berg Albaredo, um nicht unter dem Fort von Bard vorbeiziehen zu müssen. Da es der Artillerie schlechterdings unmöglich war, diesen Berg zu erklettern, so beschloß man, diese durch die Stadt Bard ziehen zu lassen, welche unbefestigt war. Man benutzte dazu die Nacht, umwickelte die Räder der Kanonen und Wagen, manchmal auch die Füße der Pferde, mit Stroh und Gesträuchwerk, und so eilte man durch das Städtchen. Man mußte allerdings unter dem Feuer des Forts hindurch, aber es senkte sich doch nicht so tief in die Straße herein, daß die Häuser nicht wesentlich geschützt hätten. Ein großer Theil der Armee war schon vorübergezogen, ehe dieses Fort sich ergab, welches das enge, nach Aosta führende Thal dergestalt beherrscht, daß die Östreicher durch einige ganz einfache Vorsichtsmaßregeln den Übergang über den St. Bernhard hätten nutzlos machen können, wenn sie sich nicht einer unbegreiflichen Nachlässigkeit und Sorglosigkeit schuldig gemacht hätten. Die Nachricht von dem wirklich erfolgten Übergange machte die Östreicher gänzlich erstaunt und bestürzt.

Am 23sten erklimmte Bonaparte den Berg Albaredo, um das Fort in Augenschein zu nehmen. Er ließ sein Fernrohr aufstellen und verbarg sich vor den Schüssen der Belagerten hinter einigem Strauchwerk. Nachdem er an die Personen, die mitgekom-

men waren, um ihm über den Platz Auskunft zu geben, mehrere Fragen gerichtet hatte, zählte er lebhaft und unwillig die begangenen Fehler auf, bezeichnete mit dem ihm eignen Scharfblick den Ort, wo eine neue Batterie errichtet werden sollte, um einen Punkt, den er gleichfalls bezeichnete, anzugreifen, und gab die Versicherung, daß das Fort sich bei den ersten Schüssen ergeben würde. — Am 1. Juni fand die Übergabe statt.

109.

Am 2. Juni befand der Erste Konsul sich in Mailand, wo er mit der größten Zuversicht, und unter dem Jubel der französischen Partei die Cisalpinsche Republick wieder herstellte. Binnen wenigen Tagen befand sich fast die ganze Lombardei, mit allen Vorräthen und Reserveparks der Östreicher, in seinen Händen, während sich der bestürzte Melas rathlos nach Allessandria wandte. Indeß übergab Massena, durch den fürchterlichsten Mangel gezwungen, Genua am 4. Juni, eben als General Ott von seinem Oberfeldherrn den Befehl zur Aufhebung der Belagerung erhalten hatte.*) Das Ottsche Korps zog nun dem Hauptheere zu Hülfe, erreichte es aber

*) Die Nachricht von der Übergabe von Genua durch Massena kam in Wien zugleich mit der Nachricht von der Schlacht bei Marengo an; sie konnte also keine sonderliche Freude verursachen.

erst nach dem verlustvollen Treffen gegen Lannes bei Montebello (9. Juni), der dafür später zum Herzog dieses Namens ernannt wurde. Melas wußte sich jetzt nicht anders als durch die entscheidende Schlacht zu retten, die bei Marengo, einem Dorfe zwischen Tortona und Alessandria, am 14. Juni, stattfand.

Sechs Tage brachte Bonaparte in Mailand zu. Am zweiten ließ sich ein Spion melden, der ihm in seinen ersten italienischen Feldzügen gute Dienste geleistet hatte. Der Erste Konsul erinnerte sich seiner, ließ ihn in sein Kabinet kommen, und sagte zu ihm: „Bist du hier, wie? Man hat Dich noch nicht erschossen?“ — „General,“ erwiederte der Spion, „als der Krieg von Neuem ausbrach, entschloß ich mich, den Östreichern zu dienen, weil Sie fern von Europa waren, ich schließe mich an das Glück an und habe mich immer gut dabei befunden. Aber ich bin jetzt des Handwerks müde. Ich will es aufgeben, wenn ich mein bischen Glück vollends gemacht habe, um dann in Ruhe leben zu können. Der General Melas hat mich in Ihre Linien geschickt und da kann ich Ihnen einen wichtigen Dienst leisten. Ich gebe Ihnen das genaue Verzeichniß aller seiner Korps, wie stark sie sind, welche Stellung sie haben und wie ihre Befehlshaber heißen. Ich unterrichte Sie auch von dem Zustande Allessandrias. Sie kennen mich, ich setze Vertrauen in Sie und werde Sie nicht betrügen. Aber dagegen muß ich meinem General auch etwas melden können. Sie sind stark

genug, um mir eine wahre Auskunft über einige Gegenstände geben zu können, die ich ihm sodann mittheilen werde.“ — „Darauf soll es mir nicht ankommen,“ sagte der Erste Konsul; „es liegt mir wenig daran, ob man meine Macht und Stellung kennt, wenn ich nur die Macht und die Stellungen meines Feindes gut kenne und er von meiner Absicht nichts weiß. Du wirst mit mir zufrieden seyn, aber täusche mich nicht. Du verlangst tausend Louisd'or von mir und sollst sie auch bekommen, wenn Du mich gut bedienst.“ Der Spion gab hierauf die verlangten Nachrichten. Der Erste Konsul bezeichnete mit Stecknadeln auf einer Karte Alles, was er über die Örtlichkeit hörte. Berthier wurde ermächtigt, dem Spion in Betreff des französischen Heeres ebenfalls eine Notiz zuzustellen, die ungefähr richtig war. Die Angaben dieses Mannes, mit welchem Bonaparte in seinen früheren Feldzügen zufrieden gewesen war, fanden sich so richtig und leisteten so gute Dienste, daß ihm nach der Schlacht bei Marengo sofort der versprochene Lohn ausgezahlt wurde. Der Spion sagte dem Ersten Konsul bei dieser Gelegenheit: Melas sey über die Nachrichten, die er ihm gebracht, ganz entzückt gewesen und habe ihn gut belohnt. Zugleich erklärte er, daß er seinem häßlichen Handwerk jetzt Lebewohl sage. Der Erste Konsul betrachtete aber dieses Ereigniß als eine der Gunstbezeugungen seines guten Glücks.

110.

Die Schlacht von Marengo begann am 14. Juni früh und Nachmittags war sie so gut als für die Östreicher entschieden. Der hochbejahrte Melas, von den Anstrengungen des blutigen Tages erschöpft, überließ die Verfolgung der geschlagenen Franzosen dem General Zach und kehrte nach Alessandria zurück, um dort aus seinem Siegestraume schrecklich zu erwachen.

Bonaparte betrachtete die Schlacht als verloren. Da eilte die auf einem Zuge gegen Novi begriffen gewesene kleine Kolonne des Generals Desaix, begleitet von etwa 500 Mann schwerer Kavallerie des Generals Kellermann, herbei. Auf Bonapartes Frage: was er von der Sache halte, erwiederte Desaix: „Die Schlacht ist gänzlich verloren; aber es ist erst 2 Uhr; wir haben noch Zeit, eine andere zu gewinnen."

Und der Erfolg entsprach seinen Worten, obgleich er ihn nicht erlebte.

Von Kellermann, der darauf in Paris zum Divisions-General erhoben wurde, sagte Bonaparte am Abende dieses Tages: „Der kleine Kellermann hat einen glücklichen Angriff gemacht, grade zu rechter Zeit; man hatte ihm viel zu verdanken. Da sieht man, wovon die Dinge oft abhängen."

Wir stoßen hier auf einen interessanten Karakterzug unsers Helden. Bonaparte war, sehr erklärlich, einigermaßen mißvergnügt, daß der Erfolg des

Tages nicht ein Werk seines eignen Genie's war. Darum empfing er auch Kellermann mit unverdienter Kälte. „Sie haben einen ziemlich guten Angriff gemacht," sagte er zu ihm, und fügte, gegen Bessières, den Befehlshaber der reitenden Garde-Grenadiere, gewendet, hinzu: „Bessières, die Garde hat sich mit Ruhm bedeckt." Die Garde aber hatte an Kellermanns Angriffe keinen Theil.

Bonaparte erfuhr, daß Kellermann über ihn unzufrieden sey und dies war die Ursache, daß derselbe bei ihm später nicht sonderlich in Gunst stand.

111.

Zweimal kam der Fürst von Lichtenstein, als Abgeordneter des Generals Melas, nach der Schlacht von Marengo zu dem Ersten Konsul, um zu unterhandeln. Er fand die Bedingungen des Ersten Konsuls sehr hart, besonders was die Übergabe von Genua betraf, das die Östreicher erst vor 14 Tagen in Folge einer langwierigen Belagerung in die Hände bekommen hatten.

„Mein Herr!" erwiederte Bonaparte zuletzt unwillig: „melden Sie Ihrem General meine letzte Willensmeinung und kommen Sie schnell wieder zurück; sie ist unabänderlich. Bedenken Sie, daß ich Ihre Lage so gut kenne, als Sie; ich führe nicht erst seit gestern Krieg. Sie sind in Alessandria blokirt, haben viele Verwundete und Kranke und leiden Mangel

an Lebens- und Arzneimitteln. Ich halte Ihren Rücken besetzt und Sie haben an Todten und Verwundeten den Kern Ihrer Armee verloren. Ich könnte noch mehr verlangen. Meine Stellung gestattet es mir; aber ich mäßige meine Ansprüche aus Achtung für die grauen Haare Ihres Generals, den ich hochschätze." Auf diese mit vieler Würde und mit Nachdruck ertheilte Antwort willigte der Fürst in Alles.

112.

Der Sieg bei Marengo hatte die Eroberung Italiens gesichert, Bonaparte übergab dem General Massena den Oberbefehl und rüstete sich zur Rückkehr nach Paris. Bei seiner Wiederankunft in Mailand wurde er mit noch größerer Begeisterung, als das erstemal, empfangen. Die Errichtung einer Republik befriedigte die Wünsche der meisten Mailänder, welche den Ersten Konsul ihren Erlöser nannten, weil er sie von der Herrschaft der Östreicher befreit hatte. Indessen verwünschte eine andere dortige Partei alle Veränderungen und die französische Armee sammt dem Anführer. Zu ihr gehörte der berühmte Sänger Marchesi, der bei der frühern Durchreise vom ersten Konsul eingeladen wurde; der Sänger ließ sich lange bitten und kam endlich mit der Wichtigkeit eines Menschen, der sich an seiner Würde gekränkt fühlt. Die einfache Kleidung des Ersten Konsuls,

seine kleine Gestalt, und das magre, wenig auffallende Gesicht machte keinen Eindruck auf den Theaterhelden. Als ihn der Erste Konsul sehr freundlich empfangen, und um eine Arie ersucht hatte, fertigte er ihn mit einem sehr schlechten Witzwort ab; worauf er sogleich zur Thür hinausgebracht und noch an demselben Abende ins Gefängniß gesetzt wurde. Bei der Rückkehr von Marengo ließ der Erste Konsul, dessen Zorn unterdessen verraucht war, den Sänger aus dem Gefängnisse befreien und abermals einladen. Marchesi war jetzt bescheiden und sang ganz herrlich, der Erste Konsul ging auf ihn zu, drückte ihm die Hand und dankte ihm aufs artigste. Marchesi sang späterhin nur noch Loblieder auf den Ersten Konsul.

112.

Auf der Reise von Mailand nach Paris, durch Burgund, sagte der Erste Konsul, entzückt von der abgöttischen Verehrung des Volks, die ihn fast überall begleitete: „Nur noch einige große Ereignisse wie dieser Feldzug und ich kann bis zur Nachwelt gelangen!" — „Ich sollte doch meinen," erwiederte Bourrienne, „daß Sie schon genug gethan hätten, um erwarten zu dürfen, daß man lange Zeit und überall von Ihnen spreche." — „Ich! genug gethan haben! Da irren Sie sich sehr; ich habe allerdings in weniger als 2 Jahren Kairo, Paris und Mai-

land erobert, und doch, wenn ich Morgen stürbe, so würde ich in einem Jahrtausend kaum eine halbe Seite in einer allgemeinen Weltgeschichte einnehmen." — Er hatte Recht, bemerkt Bourriene: eine Lektüre von einigen Stunden führt mehrere Jahrhunderte vor unsern Blicken vorüber, und die Dauer einer Regierung, eines Menschenlebens, ist die Sache eines Augenblicks; in einem historischen Werke, das nur das Wesentliche enthält, reicht eine Seite für alle Verheerungen der Dsihengischane und der Timur.

Auch in Paris fand Bonaparte jene allgemeine Verehrung wieder. „Selten," bemerkt Bourrienne sehr richtig, „nimmt das Volk wirklichen Antheil an den Staats-Ereignissen; es sieht sie mit kalter Gleichgültigkeit vor seinen Blicken vorüberziehen und freut sich der ihm von der Regierung gegebenen Feste nur als eines Schauspiels, dessen Veranlassung es nicht einmal beachtet. Nach der Schlacht von Marengo fand eine Ausnahme darin statt; die Freude war allgemein, lebhaft und innig, nicht nur in der Gesellschaft ersten und zweiten Ranges, sondern bei Jedermann; die Liebe, die man von allen Seiten dem Ersten Konsul bezeugt, war aufrichtig; wie glücklich war er durch dieselbe und mit welcher Herzlichkeit sagte er zu mir eines Tages, als er von der Parade herauf kam: „„Hören Sie diese lärmenden Zurufungen, die noch immer fortdauern; sie tönen meinem Ohre so lieblich, als Josephinens Stimme, wie glücklich bin ich und wie stolz, von einem solchen Volke geliebt zu werden."

114.

Der Erste Konsul beschäftigte sich in Paris sofort wieder eifrig mit der Verwaltung. Zugleich vertheilte er Ehrensäbel an die Armee, auf welche er die Inschrift eingraben ließ: „Schlacht von Marengo, unter dem Kommando des Ersten Konsuls in eigner Person.“ — „Geschenk der Regierung der Republick für den General Lannes.“ — Auch die Soldaten der Rhein-Armee erhielten Auszeichnungen. Das Heer von Marengo aber behielt nach wie vor den bescheidenen Titel Reserve-Armee, wodurch das Ansehen der Verfassung unverletzt blieb, zufolge welcher der Erste Konsul außerhalb der Grenze des Reichs kein Heer befehligen durfte.

Selbst die Fremden und die Kriegsgefangenen, unter denen der General Zach, waren der Gegenstand von Bonapartes wohl berechneter Gefälligkeit. Eines Abends sagte er zu seinem Kabinets-Sekretair: „Schreiben Sie an den Kriegs-Minister, er möchte in der Gewehrfabrik zu Versailles ein sehr schönes Paar Pistolen auslesen lassen und in meinem Namen dem General Zach überschicken. Er hat heute bei mir zu Mittag gespeist und unsere Gewehrfabrik sehr gerühmt; ich will ihm ein Andenken an sie geben; dies kann auch nur einen guten Eindruck machen, man wird davon sprechen, vielleicht sogar zu Wien.“

Weise Männer wissen auch die Geschenke immer so zu geben, daß sie selbst der gewinnende Theil sind.

115.

Der Erste Konsul hatte den Feldzug unternommen, weil man seinen Friedens-Vorschlägen auswich; ruhmgekrönt kehrte er zurück und versuchte neue Unterhandlungen mit England und Östreich. Allein man legte ihm neue Schwierigkeiten in den Weg und zog sich dadurch absichtlich eine Zuchtruthe in ihm auf. Dieß ist das Geheimniß von Napoleons Größe: ein starker Geist überwindet alle Schwierigkeiten. Er macht sich nicht selbst groß, aber er wird groß gezogen; je mehr man ihm Schwierigkeiten macht, je mehr entwickelt er sich. Ein solcher Geist ist nur dadurch zu tödten, daß man ihm die Gelegenheit zur Thätigkeit raubt. — Da England in jenen Schwierigkeiten beständig die Hauptrolle spielte, kann man sich es leicht erklären, wie der Haß gegen dessen Politik, die er als krämerisch und unwürdig betrachtete, nach und nach in Bonaparte festwurzeln mußte.

So entstand zu einer Zeit, wo der Erste Konsul viel darum gegeben hätte, sich den Franzosen durch einen Frieden beliebt zu machen, ein neuer unseliger Krieg (28. Nov. 1800), bei welchem der Erzherzog Johann das Östreichsche Heer gegen

Moreau

Moreau befehligte, der den glänzenden Sieg bei Hohenlinden (3. Decbr.) gewann. Östreich mußte jetzt den Frieden (zu Lüneville 9. Febr. 1801) mit schmerzlicheren Opfern erkaufen, als ihm früher angemuthet worden waren.

Bonaparte erhielt die Nachricht von dem Siege bei Hohenlinden am 6. Decbr. Er sprang vor Freude und wäre wie Hr. v. Bourrienne sagt, fast zu Boden gestürzt, weil er sich dieses wichtigen Resultats von Moreau's Berechnungen gar nicht versehen hatte.

116.

Am 20. Sept. 1800 wurde die Verschwörung des Bildhauers Ceracchi und seiner Genossen entdeckt, welche den Ersten Konsul in der Oper ermorden wollten.

Harrel, ein ehemaliger Bataillons-Chef, und Bekannter der Verschwornen, verrieth das Vorhaben derselben, ehe es noch gereift war. Um die Verschwornen desto sicherer zu erreichen und sich dann ihrer zu entledigen, wurde ihr Vorhaben von Polizeiwegen begünstigt. Es ist nicht abzusehen, wie man dem Ersten Konsul daraus einen Vorwurf machen und sich das Ansehen geben will, als sey die Verschwörung erfunden worden. Allerdings konnte man die Sache gleich im Anfange vereiteln, es scheint aber überall besser, das Übel gleich mit der Wurzel auszurotten, und wo hätte man denn die Beweise

gehabt, wenn der Mordversuch zu frühzeitig zerstört worden wäre? Die Verschwörer gehörten zu der Revolutions-Partei; wie wenig Gutes diese geschaffen hat, bedarf keiner Ausführung.

Wichtiger war die Verschwörung, welche am 24. Decbr. mit der Explosion der bekannten Höllenmaschine endete, und die royalistische Partei zum Urheber hatte. Bonaparte gerieth über diesen Versuch in heftigen Zorn und er benutzte ihn, sich einen Theil des Auswurfs der Unruhstifter vom Halse zu schaffen. Er sagte zum Präfekten des Seine-Departements, der mit den 12 Maires von Paris sich in der Audienz einfand: „So lange diese Handvoll Räuber mich unmittelbar angegriffen hat, habe ich ihre Bestrafung den Gesetzen überlassen; nun aber, da sie durch ein Verbrechen, welches ohne Beispiel ist, einen Theil der Einwohnerschaft von Paris in Gefahr gebracht haben, soll die Züchtigung eben so schnell als exemplarisch seyn, man muß ein Hundert Elender, welche die Freiheit lästerten, indem sie Verbrechen in ihrem Namen begingen, in die Unmöglichkeit versetzen, neue zu begehen."

Darin nur hatte der Erste Konsul Unrecht, daß er das Verbrechen den Jakobinern zur Last legte*). „Ich weiß, wie ich dran bin," sagte er am Abend des 24. Decbr., „man wird mich nicht

*) Das Wort Jakobiner nahm Bonaparte jedoch nicht in seiner eigentlichen Bedeutung, sondern er verstand darunter alle Feinde der Regierung und der eingeführten Ordnung.

hinter das Licht führen. Es sind Septemberleute, Bösewichter, die mit Gassenkoth bedeckt sind, die sich in offenbarer Empörung, in einem immerwährenden Complott befinden, die gegen alle Regierungen, die wir bisher hatten, ein Bataillons-Carré bildeten. Es sind noch nicht 3 Monate, daß Ihr gesehen habt, wie Ceracchi, Arena, Topino-le-Brun, und Demerville mich ermorden wollten. Seht, das ist dieselbe Rotte; das sind die Bluttrinker von Versailles, die Banditen vom 31. Mai, die Verschwörer vom Prairial, die Urheber aller Verbrechen, die wider die Regierungen unternommen wurden. Wenn man sie nicht bändigen kann, so muß man sie erdrücken, man muß Frankreich von diesem schmutzigen Auswurf säubern; keine Gnade für solche Verruchte."

Wer sich lebhaft in die Greuel der Revolution hineindenkt, wird den Abscheu eines Mannes, wie der Erste Konsul, der Frankreich die Ordnung wiedergab, gerecht finden. Man verordnete, daß etwa hundert Individuen ohne weitere Untersuchung deportirt werden sollten, und der Senat bewies sich dabei dem Ersten Konsul, welcher zu jener Zeit der allgemeinsten Verehrung genoß, gefällig, indem er ohne Weiteres das diesfällige Senatus-Konsult erließ*).

Nur darin bestand der große Irrthum, daß man

*) Der Widerwille des Volks gegen diese Unruhestifter war so groß, daß, als die 130 Deportirten durch Nantes geführt wurden, nur ein kräftiges Einschreiten der bewaffneten Macht sie vor der allgemeinen Niedermetzelung retten konnte.

Leute aufs Ungefähr strafte, denen man das Verbrechen beimessen zu dürfen glaubte. Erst am 31. Jan. 1801 erlangte Bonaparte die Überzeugung, daß die royalistische Partei der Urheber des Verbrechens sey; da jedoch das Proscriptions-Urtheil bereits vollzogen war, konnte es nicht mehr zurück genommen werden*).

117.

Die Begebenheit mit der Höllenmaschine verlief sich also: Man gab am 24. Decbr im Opernhause zum erstenmale das Oratorium von Haydn, der erste Konsul wollte demselben beiwohnen, die Verschwornen nahmen also ihre Maaßregeln darnach.

Man hatte zwar damals schon viele Häuser auf dem Karrousel abgebrochen, die Ecke der Straße des heiligen Nicaise war aber noch dem Haupteingange

*) Folgender Umstand leitete auf die Entdeckung der Thäter: Das Pferd, welches an die Höllenmaschine gespannt gewesen, war auf dem Flecke todt geblieben, ohne jedoch entstellt zu seyn; neben ihm lagen einige Stücke des Karrens. Der Präfekt ließ Alles sammeln und berief alle Pferdehändler von Paris; einer darunter erkannte das Pferd, welches er verkauft und in einem Hause abgeliefert hatte, wovon er Straße und Nummer angab. Man folgte dieser Angabe und das Geheimniß war entdeckt; denn man erfuhr, daß ein ehemaliger Anführer der Vendeer, Namens Saint Regent, sechs Wochen lang mit mehrern der Seinen an der Verfertigung der Maschine gearbeitet und dieselbe in das Faß eines Wasserträgers verborgen habe, wo sie eine Explosion machte.

des Hotels Longueville gegenüber, so daß, wenn man von den Tuilerien nach dem Theater fuhr, man erst links, dann rechts durch die Straße des heiligen Nicaise in die Straße von Malta lenken mußte, was die Kutscher nöthigte, langsamer zu fahren, um die kurz auf einander und in entgegengesetzter Richtung folgenden Wendungen, zu nehmen. Grade auf diese Verzögerungen, welche hier nothwendig stattfanden, hatten die Verschwornen gerechnet.

Der Erste Konsul fuhr zur gewöhnlichen Theaterzeit aus den Tuilerien; er hatte ein paar Offiziere bei sich und blos ein Piket Grenadiere zu Pferde als Begleitung. Er kam schnell auf die Ecke angefahren, wo der Karren mit der Höllenmaschine stand; sein Kutscher, der mit ihm in Ägypten gewesen und sehr geschickt war, hatte den glücklichen Einfall, (ohne jedoch, wie man behauptet hat, betrunken gewesen zu seyn) gleich in die Straße von Malta zu lenken, statt grade der Straße St. Nicaise zu folgen, wodurch der Erste Konsul außer dem Bereiche war. In demselben Augenblick sprang die Maschine, und tödtete und verstümmelte eine Menge Personen. Dem Ersten Konsul aber wiederfuhr nichts, als daß die Glasscheiben in seinem Wagen zersprangen und das Pferd des letzten Reiters der Eskorte verwundet wurde.

118.

„Es geschah im December 1800," erzählt Bourrienne, „grade zu der Zeit, als Fouché nach den wirklichen Urhebern der Verschwörung vom 24. Decbr. forschte, daß eine kleine Flugschrift mit dem Titel: **Parallèle entre César, Cromwell, Monk et Bonaparte**, dem Ersten Konsul zugeschickt wurde. Er war grade abwesend, als man dieselbe brachte. Ich las sie, und fand, daß man darin die Monarchie ganz offen anpries. Ich wußte zuvor nichts von diesem Blatt, erfuhr aber bald, daß es von dem Ministerium des Innern (Lucian) ausging, und von diesem äußerst verschwenderisch, jedoch ohne Beifügung eines Schreibens, versandt wurde. Nach Durchlesung desselben legte ich es auf den Tisch und da Bonaparte bald darauf zurückkam, so nahm er es, stellte sich, als ob er es durchginge, und fragte mich: „Haben Sie dieses gelesen?"

„Ja, General!"

„Nun, was halten Sie davon?"

„Ich finde, General, daß diese Flugschrift geeignet ist, Ihnen in der öffentlichen Meinung sehr zu schaden. Sie scheint mir unzeitig, denn sie enthüllt Ihre Plane zu früh."

Der Erste Konsul nahm die Brochüre und warf sie auf den Boden, wie er mit allen den täglichen Albernheiten, die er schnell durchblätterte, zu thun pflegte. Ich war nicht der Einzige, der dieses Ur-

theil über die Flugschrift fällte, denn gleich am folgenden Tage schickten die Präfekten aus der Nachbarschaft von Paris dem Ersten Konsul Exemplare davon zu und beschwerten sich über den üblen Eindruck, den dieselbe mache; in einem der begleitenden Schreiben war sogar gesagt, eine solche Schrift sey im Stande, ihn aufs neue in Lebensgefahr zu bringen. Der Erste Konsul ließ jetzt Fouché holen. Kaum war er eingetreten, so entspann sich zwischen ihnen folgendes Gespräch, das von der einen Seite mit der größten Lebhaftigkeit, von der andern aber mit einem unerschütterlichen und etwas spöttischen Phlegma geführt wurde.

„Was ist dies für eine Flugschrift? Was sagt man in Paris davon?"

„General, es giebt nur Eine Stimme darüber, und diese sagt, daß sie höchst gefährlich sey."

„Wie kommt es denn, daß Sie sie haben im Druck erscheinen lassen? das ist ja empörend!"

„General! Ich war dem Verfasser Schonung schuldig."

„Schonung! Was soll dies heißen? Sie hätten ihn sollen in den Tempel setzen lassen."

„Bedenken Sie doch, General! daß Ihr Bruder Lucian diese Flugschrift unter seinen Schutz genommen hat; auf seinen Befehl ist der Druck und die Herausgabe veranstaltet worden; mit einem Wort, sie ist von dem Ministerium des Innern ausgegangen." —

„Das ist mir ganz gleichgültig. Ihre Schul-

digkeit als Polizei-Minister war, Lucian festnehmen und im Tempel einsperren zu lassen. Dieser Dummkopf weiß nicht, was er Alles erdenken soll, um mir Verdruß zu machen." —

Als der Erste Konsul dieses gesagt hatte, verließ er sein Kabinet und warf die Thüre mit Heftigkeit zu. Mich, der ich nun mit Fouché allein war, verlangte sehr darnach, über das halbunterdrückte Lächeln, das während Bonapartes Zorn mehr als einmal auf seinen Lippen geschwebt hatte, Aufschluß zu erhalten und ich merkte wohl, daß noch etwas im Hinterhalte sey. Den Verfasser in den Tempel einsperren zu lassen, sagte mir Fouché alsdann, das wäre eine schwierige Sache! Sobald ich von der Vergleichung zwischen Cäsar, Cromwell und Bonaparte Kenntniß erhielt, fürchtete ich im Voraus üble Folgen davon und ging zu Lucian, um ihm seine Unvorsichtigkeit begreiflich zu machen, worauf er, statt mir zu antworten, ein Manuscript hervorholte. Was meinen Sie, das ich darin sah? Verbesserungen und Anmerkungen von des Ersten Konsuls eigener Hand.

Von Bonapartes Zorn benachrichtigt, kam Lucian ebenfalls in die Tuilerien, um seinem Bruder Vorwürfe zu machen, daß er ihn blosgestellt und im Stich gelassen habe. „Ihre eigene Schuld," sagte ihm der Erste Konsul, „Sie haben sich ertappen lassen, da kann ich Ihnen nicht helfen. Fouché ist listiger und geschickter gewesen, als Sie!"

Lucian verlangte seine Entlassung und ging nach Spanien. Man sieht, daß jene Schrift von ihm

herrührte, und warum hätte Bonaparte es nicht gern sehen sollen, daß Jemand seine Wünsche zu befördern suchte? Vieles in der Welt würde nicht geschehen, wenn nicht immer Werkzeuge vorräthig wären, den Großen in die Hände zu arbeiten; ein solches Werkzeug aber war Lucian, der den Ehrgeiz des Ersten Konsuls unaufhörlich anregte.

Durch jene Broschüre wollte man die Meinung des Publikums über die erbliche Gewalt erforschen, wie wenig Lucian geschickt war, die Sache einzuleiten und das Geheimniß zu bewahren, lehrt der obige Hergang. Man überzeugte sich, daß die Frage zu früh und zu plump gestellt worden; Bonaparte war ärgerlich darüber und soll ausgerufen haben: „Ich glaube, daß ich etwas zu schnell gewesen bin, ich habe meine Absteckpfähle zu früh aufgepflanzt; die Birn ist noch nicht reif."

119.

Die mehrgedachte, verhängnißvolle Parallele, welcher die Unbesonnenheit des Verfassers schon an der Stirn geschrieben stand, weil sie angeblich aus dem Englischen übersetzt seyn sollte, lautete also:

„In gewissen Zeiten erschienen Menschen auf der Erde, um Reiche zu gründen, zu zerstören oder wieder herzustellen. Ihr Schicksal hat etwas so Außerordentliches, daß es alle diejenigen mit sich fortreißt, welche im Anfange würdig erschienen, mit ih-

nen zu rivalisiren. Unsere Revolution hatte bisher größere Begebenheiten als Menschen hervorgebracht, und die zu schwachen Häupter, die deren Leitung unternahmen, waren eins nach dem andern gefallen. Sie schien durch eine blinde und geheime Macht getrieben zu werden und stürzte Alles vor sich nieder. Seit zehn Jahren sehnte man sich nach einer festen und geschickten Hand, die endlich Stillstand gebieten und Alles befestigen könne."

„So lange sich aber nicht, so zu sagen, ein gewisses Verhältniß unter der Größe der Umstände und der Menschen, unter der Gewalt der Dinge und der der Talente gebildet hatte, mußten Volk und Staat, beide stets bewegt, einen ewigen Kreislauf von Veränderungen und Zerstörungen durchlaufen. Es bedurfte, um in jener merkwürdigen Zeit die Ordnung zurückzuführen, einer Person, an und für sich selbst würdig, dem französischen Volke als Epoche zu dienen. Diese Person ist jetzt erschienen. Wer erkennt nicht Bonaparte darin?"

„Sein staunenerregendes Schicksal war Ursache, daß man ihn mehr denn einmal mit den außerordentlichsten Menschen, die auf der Bühne der Welt erschienen sind, verglichen hat. Ich finde aber in den letzten Jahrhunderten keinen, der ihm gliche."

„Einige oberflächliche, oder übelwollende Beobachter haben ihn zwar, wie man sagt, mit Cromwell verglichen. Einige Unsinnige hofften, in ihm einen neuen Monk zu finden. Frankreich und Eu-

ropa finden aber eine auffallende Ähnlichkeit zwischen ihm und Cäsar."

„Cromwell begann seine Rolle mit Betrug und Scheinheiligkeit, und endete mit Tirannei und Gewissensbissen; er trat nicht wie ein Herrscher, im Voraus verkündet, in die Welt."

„Wenn ich das Buch der Geschichte aufschlage, so sehe ich ihn seine Jugend mit niedern Vergnügungen vergeuden, und wie er, plötzlich seine Rolle ändernd, eine große Regelmäßigkeit in den Sitten offenbart; er spielt den Enthusiasten und den Theologen, und will Priester und Bischof werden. Da ihm aber die Kirche nicht zusagt, ergreift er von Neuem die Laufbahn der Waffen. Er hatte Buckingham bei jener elenden Unternehmung gegen die Insel Rhe, woselbst Richelieus Genie über die Engländer triumphirte, begleitet. Cromwell besaß zu jener Zeit nicht eine einzige jener auffallenden Eigenschaften, welche sein nachheriges Schicksal geweissagt hätten; nichts zeichnete ihn unter der Menge der übrigen Offiziere aus. Die Mittel zu seiner Erhebung wurden mehr durch Andere, als durch ihn selbst vorbereitet; die Truppen, mit denen er siegte, waren durch Fairfax gebildet worden. Mit einem Worte, die Geschichte hebt ihn mehr als einen geschickten Offizier, denn als einen berühmten General heraus. Welches aber auch seine militairischen Talente gewesen seyn mögen, er hat sie stets nur gegen sein Vaterland entwickelt; er war der Apostel, das Oberhaupt, und, wenn man will, auch der Held des Bürgerkrieges. Er

war Keiner jener Eroberer, die an dem bestimmten Tage geboren worden, um die Welt aufzufrischen; noch weniger gebührt ihm der Ruhm eines Friedensstifters. Eine seiner ersten Großthaten war, die Universitäten Cambridge und Oxford, die Freistätten der Wissenschaften, zu plündern. Auf seinen Befehl wurden die Professoren gemißhandelt, man strich sie, beinahe unter seinen Augen, mit Ruthen. Ein düsterer Fanatismus, den Künsten und Wissenschaften abgeneigt, leuchtet durch alle seine Handlungen hindurch. So roh wie sein eigner Geist, war derjenige seiner Armee. Das Resultat aller seiner Siege war endlich ein scheußliches Verbrechen, dessen Rechtfertigung selbst die kühnsten Feinde der Könige nicht mehr unternehmen. Wer wird nicht noch in fernen Jahrhunderten über die frevelhaften Handlungen Cromwells entrüstet seyn? Wie grausam und feig war sein Benehmen gegen den unglücklichen Karl I., der ihm nie etwas zu Leide gethan, der sich auf seine Versprechungen verließ! Cromwell, indem er zu gleicher Zeit Gefangenwärter, Richter und Henker seines Herrn war, indem er die Grausamkeit besaß, aus einem Fenster auf dem Platze Whitehall den Fall des erlauchten Hauptes, das er verurtheilt, mit anzusehen, scheint, ungeachtet seiner Triumphe, in der berüchtigsten Epoche seines Lebens, Robespierre und dem verworfenen Orleans zum Muster gedient zu haben. Beiden Ungeheuern fehlte nichts als der Muth, um ihm ganz zu gleichen. Doch was sage ich!.... Glaubwürdige Schriftsteller behaupten, daß Crom-

wells Mutter aus dem Blute der Stuarts stamme, und daß daher der Mörder ein Verwandter seines Schlachtopfers gewesen, diese weitere Ähnlichkeit mit Philipp von Orleans muß aber Cromwell noch schuldvoller und verhaßter machen."

„Der Englische Usurpator ist nach alle dem nichts, als ein gewandter Bösewicht und keinesweges ein glänzender Held; er ist mehr Parteihaupt, als das Haupt einer Nation. Er besaß einen starken Geist, aber seine Seele hatte nichts Erhabenes; es befanden sich imponirende Züge in seinem Karakter, aber sein Benehmen war abscheulich; er wird zwar immer einen schrecklichen Ruf haben, allein sein gebrandmarkter Name wird stets ruhmlos seyn. Wie kann aber ein solcher Mensch, in irgend einer Beziehung, mit Bonaparte verglichen werden?"

„Die Kindheit, wie die Erziehung des französischen Helden, sind ganz kriegerisch; er war schon in einem Alter berühmt, wo Cromwell, mit elenden theologischen Kontroversen beschäftigt, nicht einmal ahnen konnte, daß er sich eines Tages einen Ruf erwerben würde. Man erinnere sich an die Zeit, wo Bonaparte das Kommando der italienischen Armee erhielt. Er hatte damals kaum seine ersten militairischen Studien beendigt, und stellte sich doch bereits den größten Generalen an die Seite. Ein Haufen entmuthigter Soldaten, ohne Lebensmittel, ohne Besoldung, ohne Magazine, vertheidigten nur noch schwach die südlichen Grenzen gegen die alliirten Mächte. Da tritt Bonaparte auf; bald hat er sich eine Ar-

mee geschaffen; sein Geist siegt über alle Hindernisse. Die befestigten Plätze Piemonts ergeben sich ihm; die berühmte, aber veraltete Taktik Beaulieu's erliegt der Kühnheit eines Generals von vier und zwanzig Jahren, seine Erfahrung wird von dem Genie besiegt. Wurmser hat das Schicksal seines Vorgängers; ganz Italien wird französirt; Bonaparte verfolgt seine Siege. Er verändert, setzt und versetzt nach seiner Willkühr die Grenzen der Staaten. Er achtet den Kultus der überwundenen Völker und macht den Stolz der Könige erzittern, während er die Schwäche des Oberhaupts der Kirche schont. Er verschmäht es, sich Rom zu unterwerfen; dagegen marschirt er bis auf dreißig Stunden vor Wien und unterzeichnet mit dem Erzherzoge den Frieden von Campo Formio, der zu jener Zeit das Glück Frankreichs und die Ruhe von Europa gesichert haben würde, wenn nicht die abgeschmacktesten aller Tirannen die Frucht so vieler Siege vernichtet hätten."

„Bonaparte hat sich dadurch, daß er Frankreichs Feinde schlug, ihm neue Provinzen gab, und die Verbrechen, die er nicht begangen, durch die Strahlen des Ruhms verdeckte, auf die erste Stelle geschwungen. Welchen legitimen Vorwurf können ihm wohl die Feinde der Revolution machen? Das Unglück, das sie angerichtet, begann vor seiner Zeit. Das Aufsehen, welches seine Dienste machten, setzte die Despoten Frankreichs mehr als einmal in Schrecken. Ihretwegen gebot er seinem Ruhme Stillschwei-

gen; um ihrer Eifersucht zu entgehen, trug er seine Größe und seinen Ruhm in ferne Zonen."

„Wäre aber auch dies nicht der wahre Beweggrund, so erinnert doch die schnelle und beinahe wunderbare Eroberung Ägyptens deswegen doch nicht weniger an Alexander und Cäsar, die auf derselben Stelle Triumphe feierten. Doch ist die Rückkehr des Siegers noch weit staunenerregender, als seine Abreise. Er kam in einem Moment zurück, als unser Unglück den höchsten Grad erreicht hatte, unsere Niederlagen sich jeden Tag vermehrten; er kam und Frankreich faßte neuen Muth. Die Wiedereroberung Italiens war das Werk einer einzigen Schlacht und der so oft erwartete Friede verspricht endlich die Wunden des Vaterlandes zu schließen!"

„Wer wagt es jetzt noch, Bonaparte mit Cromwell zu vergleichen! Liest man die Geschichte des Einen, so staunt und zittert man, während man von Bewunderung hingerissen wird, wenn man die Geschichte des Andern betrachtet. Der Eine hat niedergerissen, während der Andere aufbaut, der Eine fachte Bürgerkriege an und zerfleischte sein Vaterland, um die höchste Gewalt an sich zu reißen, während der Andere durch Triumphe über dessen Feinde und durch Dämpfung von Bürgerkriegen dazu gelangt. Cromwell war mit 40 Jahren noch nicht einmal bekannt, Bonaparte von seiner Jugend an ein Held. Der Erste betrog sein Jahrhundert, der Andere klärte es auf. Der Eine mißhandelt die Gelehrten, der Andre achtet und ehrt sie. Cromwell hat einige Städte ein-

genommen; Bonaparte Reiche erobert. Cromwell hat seinen König umgebracht, Bonaparte aber sich beeilt, jenes gehässige Fest abzuschaffen, das die Henker eines Königs eingeführt hatten. Der Erste Konsul hat bereits seinen Platz neben den größten Helden des Alterthums, während der Name des Protektors für alle Zeiten blos auf der Liste glücklicher Tirannen steht."

„Verdienen wohl auch Diejenigen noch eine Widerlegung, welche bei Monk nicht minder abgeschmackte und des Eroberers von Italien noch weit unwürdigere Ähnlichkeiten finden wollen? Den General Monk mit Bonaparte vergleichen zu wollen, Monk, der alle Parteien verrieth! Monk, der gar keine Eigenschaft zu einem höheren Standpunkte besaß, der nach und nach der Anhänger des Königs, des Parlaments und Cromwells war, und dessen unentschiedener Karakter den Geschichtschreiber im Zweifel läßt, ob er sich für die Republik oder die Monarchie entscheiden wollte!"

„Ist es etwa in einigen geringfügigen Unternehmungen unter den Felsen Schottlands, wo man den Rivalen Bonaparte's, dessen Siegeszeichen die ganze Erde bedecken, finden kann? Oder kann man etwa in der Langsamkeit, Unentschlossenheit, oder der bekannten Trägheit des Erstern eine Gleichheit mit dem thätigsten und unternehmendsten Heerführer finden? Der Titel eines Herzogs von Albemarle konnte wohl einen Monk befriedigen und die müßigen Tage seines Alters ausfüllen, glaubt man aber, daß ein Mar-

schalls-

schallsstab oder der Degen eines Connetable dem Manne genüge, vor dem eine Welt verstummte, dem Erschaffer und Zertrümmerer von Königreichen?.. Weiß man denn nicht, daß es gewisse Bestimmungen giebt, die einen Menschen zur ersten Stelle im Staate berufen, und daß Bonaparte zu groß ist, um eine zweite Rolle zu spielen? Wäre er aber auch je fähig, Monk nachzuahmen, so ist leicht einzusehen, daß Frankreich dadurch einer neuen Revolution entgegen ginge. Die Stürme, anstatt sich zu legen, würden sich von allen Seiten erheben. Man hat wohl die Erfahrung gemacht, daß entthronte Könige wieder zum Throne gelangten, wenn sie Muth hatten, aber in den Staub getretene Könige haben nichts zu hoffen. Alle Vorurtheile, auf denen ihre Macht beruhte, sind verschwunden, sie müssen jener geheimen und unsichtbaren Macht gehorchen, welche der Welt gebietet und die Throne, gleich allem Andern verschlingt. Die Jahrbücher aller Nationen, die unsern mit eingeschlossen, sind voll von Veränderungen dieser Art. Unsere Vorfahren haben gesehen, wie ein Geschlecht großer Männer, welches das Geschlecht des Clovis ersetzen sollte, sich des Palastes träger Könige bemächtigten, und zur Zeit des Verfalls der Carlovingischen Könige, als die Monarchie ihrem Untergange nahe war, erschien plötzlich eine außerordentliche Person, deren eigentlichen Ursprung kein Geschichtschreiber kannte, deren große Eigenschaften sie aber an die Spitze der Regierung stellten. Die Zeit führt, ungeachtet der unge-

heuren Verschiedenheit der Begebenheiten öfters die nämlichen Ursachen und Wirkungen zurück; und wer ist, der die Vergangenheit so genau kennt, um daraus die Zukunft zu weissagen und Martel und Karl den Großen, nicht aber Monk muß man mit Bonaparte vergleichen."

„Man muß um 2000 Jahre zurückgehen, um einen Mann zu finden, der ihm einigermaßen ähnlich ist, dieser Mann ist Cäsar. Cäsar verkündigte schon in der Jugend seine künftige Größe. Er entkommt, gleichsam durch ein Wunder, dem Verdachte des Sylla, der in ihm mehr als einen Marius sieht, er siegt in den damals bekannten drei Theilen der Welt, unterwirft sich die barbarischsten, wie die aufgeklärtesten Völker und macht sich sowohl in Italien wie in Gallien und Afrika unsterblich. Bonaparte ist aber gleichfalls in demselben Alter und in denselben Ländern berühmt. Die asiatischen Militzen und die besten Truppen Europas haben sein Uebergewicht anerkannt. Beide Helden wurden mitten unter Bürgerkriegen geboren und beide haben sie gedämpft, nur that Cäsar es dadurch, daß er die gerechte Partei zu Boden drückte, während Bonaparte die Bürger gegen die Partei der Räuber vereinigte. Hier unterscheiden sich also beide als Politiker von einander, während sie sich als Krieger gleichen."

„Cäsar erregte allerdings die Wuth der Menge gegen die patricische Weisheit, welches die wahre Burg der Freiheit war. Brutus vertheidigte, als er Cäsar angriff, die gesellschaftliche Ordnung gegen die

Anarchie, das Eigenthum gegen das Agrar-Gesetz, das Volk gegen den Pöbel. Robespierre und seine Anhänger, welche den Namen Brutus anriefen, wurden zu gleicher Zeit durch dessen Handlungen und Lehren verdammt."

„Die revolutionäre Unwissenheit hat Alles mit einander vermengt, und es ist daher Zeit, die wahren Begriffe der Geschichte und der Politik wiederherzustellen. Brutus hatte sich blos gegen die Demagogen bewaffnet, deren Oberhaupt Cäsar war. Dieser gelangte nur dadurch zur höchsten Gewalt, daß er die Stimme der rechtlichen Bürger durch das Wuthgeschrei der Menge erstickte. Bonaparte, im Gegentheil, versammelte die Klasse der Grundeigenthümer und der Unterrichteten gegen die wüthende Menge. Der Beifallsruf des Heeres war die einzige Stimme zu Gunsten des Diktators, während die Macht des Ersten Konsuls durch drei Millionen Bürger, deren jeder einzeln und insgeheim mit voller Freiheit stimmte, sanktionirt wurde. Der Erste Konsul, weit entfernt gleich Cäsar alle den gesellschaftlichen Verband schützende Ideen zu erschüttern, giebt ihnen sogar ihre ehemalige Herrschaft zurück. Er gewährt allen Klassen der Gesellschaft seinen Schutz, ist aber gleichzeitig darauf bedacht, diejenige Classe zu ehren, welche Eigenthum, Wissenschaften, Pflicht oder Interesse auf eine dringende Weise zur Erhaltung des Staats berufen. Mit einem Worte: Cäsar war ein Usurpator und Volks-Tribun, Bonaparte ist aber ein legitimer Konsul."

„Dieser verschiedene Gang der beiden Helden beruht vielleicht auf den Umständen, in denen der Eine wie der Andere sich befand; dennoch kann man nicht in Abrede stellen, daß ihr Schicksal auffallende Ähnlichkeiten darbiete. Man sehe Cäsar in der Meerenge von Cyprus in einer zerbrechlichen Barke, wie er, von Stürmen umwogt, zu dem Fischer, der ihn führt, sagt: „„Fürchte nichts, du führst Cäsar und sein Glück!““ Man sehe ihn sodann einen Augenblick am Rubikon anhalten, und, sein Glück plötzlich auf das andere Ufer verpflanzend, der Stimme folgen, die ihn zur Weltherrschaft ruft.“

„Ist es nicht dasselbe Genie, das im Augenblicke seiner Landung in Ägypten und im Angesicht einer Englischen Flotte ausruft: „„Glück! schenke mir nur noch zwei Tage.““ — Glaubt man nicht eine Depesche Cäsars zu lesen, wenn Bonaparte in einer aus Italien datirten Botschaft sagt: „„Ich bin im Angesicht der Küste, wo sich Alexander einschiffte, um Asien zu erobern!““ und dabei bedenkt, daß er wenige Monate später bereits Herr eines Theils der Eroberungen Alexanders war!“

„Bonaparte ist, wie Cäsar, einer jener vorherrschenden Geister, vor denen alle Hindernisse und jeder Wille sich beugen; ihre Eingebungen scheinen so natürlich, daß man in jenen Jahrhunderten, wo die Liebe für das Wunderbare alle Gemüther erfüllte, von ihnen geglaubt hätte, daß sie unter dem Schutze eines Genius oder eines Gottes stünden, und wo die religiösen Meinungen, indem sie die Bestimmung der

Helden und Gesetzgeber heiligten, dadurch ihre Institutionen und die Ruhe der Völker sicherten."

„Der Ruhm Bonapartes, Alexanders und Cäsars hatte oft einen und denselben Schauplatz, alle drei triumphirten durch ihre Stellvertreter, alle drei brachten Künste und Wissenschaften in barbarische Länder. Die beiden Helden des Alterthums hatten einen großen Einfluß auf die Zukunft. Der des französischen Helden wird gleichfalls dauernd seyn. Er verspricht ohne Zweifel Frankreich ein Jahrhundert der Größe; alle Hoffnungen ketten sich an seinen Ruhm und an sein Leben. Glückliche Republik, wenn Er unsterblich seyn könnte! Aber das Schicksal eines großen Mannes ist bedeutenderen Wechseln unterworfen, als das Schicksal gewöhnlicher Menschen. Welch neues Unglück, welche abermalige Zwietracht würde sich über das Vaterland ergießen, wenn Bonaparte demselben plötzlich entrissen werden sollte! Wo sind seine Erben und wo die Institutionen, die sein Beispiel erhalten und sein Genie fortpflanzen können? Das Schicksal von dreißig Millionen Menschen hängt jetzt von einem einzigen Menschen ab! Franzosen, was würde aus Euch, wenn jetzt ein Trauerruf Euch verkündigte, daß dieser Mann aufgehört hätte, zu leben? Wollt Ihr wohl wieder von einer Versammlung beherrscht seyn? Ach! zehn Jahre voll Unruhen, Irrthümer und Widerwärtigkeiten haben Euch gelehrt, was Ihr von einer solchen zu erwarten habt!"

„Die schrecklichen Tage sind noch zu neu, wo

die stets getheilte Gewalt Euer Schicksal den Faktionen überließ und die Tirannei aller Orten herrschte, weil die wahre Gewalt nirgends zu finden war. Jetzt ist sie vorhanden, diese schützende Gewalt; aber sie ist durch Nichts gesichert; weder für Euch, noch für Eure Nachkommen. Ihr befindet Euch also immer noch mitten unter Angebern, Gefängnissen und Schaffotten und könnt vielleicht Morgen bei Eurem Erwachen wieder in die blutige Bahn der Revolution zurückgeworfen werden."

„Wenn Ihr aber die Tirannei der Versammlungen fürchtet, wohin werdet Ihr Euch flüchten, als zur militärischen Gewalt? Wo findet Ihr sonst den Nachfolger des Perikles? Wo sonst ist der Held, den das einstimmige Vertrauen des Volks und der Armee auf eine friedliche Weise zum Konsulat beruft? Ihr werdet allerdings bei Euren militärischen Oberhäuptern große Talente antreffen, wer kann Euch aber dafür stehen, daß die Armee nicht in ihrer Anhänglichkeit an sie getheilt sey? und daß nicht ein jeder General seine Anhänger habe?"

„Nach dem Tode Alexanders sah man nichts als unheilbringende Zwietracht, blutige Schlachten und scheußliche Revolutionen. Seine Anhänger, sonst seine Freunde, Gefährten derselben Großthaten, wirkten, einmal zur höchsten Gewalt gelangt, einige durch ihren Ehrgeiz, andere nach dem Wunsche der Krieger, die sie befehligten, bald zu dem Untergange eines Staats mit, den sie früher so ruhmvoll vertheidigt hatten. O mein Vaterland! Soll denn das

Unglück der Republiken des Alterthums und dein eigenes keine Lehre für Dich seyn?..."

„Die Anhänger eines entarteten Geschlechts werden sich allerdings gegen meine Stimme erheben und rufen, daß sie weder Versammlungen noch Kaiser verlangen, da sich ja der legitime König an unsrer Grenze befindet. Der legitime König! Ha, die Verräther! Kaum einer Revolution entronnen, rufen sie schon wieder eine neue hervor!... Seht nur auf England, bei der Rückkehr Karls II... Aller Orten rieselte das Blut. Unbekannte Menschen, Philosophen und Krieger fraß das Schwert der Rache. — Oder wendet Eure Blicke auf Neapel, wo das Geschrei der Gemetzelten in den Straßen, den Palästen und von den öffentlichen Plätzen ertönt und folgt jenen Flüchtlingen jenseits der Meere, wohin sie mit ihrem Elende und ihrem Jammer fliehen... Dies ist auch Euer Loos, wenn je wieder die Bourbons den Thron besteigen, von dem ihre eigne Herabwürdigung sie gestürzt hat."

„Ihr werdet abermals eine Revolution von zehn, vielleicht sogar von zwanzig Jahren haben und Euren Kindern den Bürgerkrieg zum Erbtheil hinterlassen."

„Franzosen! dies sind die Gefahren, worin das Vaterland schwebt. Ihr könnt jeden Tag unter das Joch der Versammlungen, der S.... oder der Bourbons gerathen... Ihr schlaft an einem Abgrunde!... Und Ihr schlaft ruhig!.. Thoren, die Ihr seyd!...."

120.

Bonaparte trat als Soldat zuerst vor Toulon auf, und man kann also wohl sagen, daß der Kampf gegen die Engländer ihn vom ersten bis zum letzten Augenblicke seines militärischen Lebens beschäftigt habe, und daß dieser Kampf gleichsam sein Schicksal war. Die Engländer waren ein Feind, mit dem er in der Wiege seiner Laufbahn kämpfte; sie waren der Feind, an dem sich seine letzte Kraft erschöpfte.

Wir haben bereits angedeutet, auf welche Weise die Engländer ihm bei den Friedens-Versuchen des Jahres 1800 im Wege standen, und seinen Lieblingswunsch vereitelten. Überall, wo er ein Hinderniß fand, ging es von den Engländern aus. Seine Pläne waren großartig und für die Ewigkeit berechnet; mußte er gegen jenes Krämervolk nicht nach und nach mit dem glühendsten Hasse erfüllt werden? Ein Mann, der in Allem außerordentlich ist, ist es auch, wenn er haßt; und daher die Aufgabe seines Lebens: die Herrschaft der Engländer zu brechen und den Kontinent von ihnen zu befreien.

Der Zug nach Ägypten war gegen die Engländer berechnet. Die Verbindung mit Paul I. hatte riesige Pläne zum Verderben der Engländer im Hintergrunde*). Als Lucian im Anfange 1801 als Ge-

*) Bei der Nachricht von Pauls Tode rief der Erste Konsul aus: „Ich konnte mit Gewißheit darauf zählen, im Einverständnisse mit dem Czaar, der Englischen Macht in Indien den Todesstoß zu versetzen und nun wirft eine Palast-Revolution alle meine Plane über den Haufen."

sandter nach Madrid ging, erhielt er den Auftrag, sein Möglichstes zu thun, um Spanien zu einer Kriegserklärung gegen Portugal zu vermögen, damit diese letzte Macht gezwungen würde, sich von England zu trennen. Der Erste Konsul hatte Portugal immer als eine Englische Kolonie betrachtet, und er glaubte dadurch, daß er es angriffe, England zu schaden. Er wollte es zwingen, die Engländer nicht mehr in ihren Handels-Verbindungen zu begünstigen, und es, wie Spanien, von ihm abhängig machen.

Wirklich entschloß sich Karl IV. zum Kriege gegen Portugal. Dieser dauerte nicht lange und endigte, fast ohne Schwertstreich, mit der Einnahme von Olivenza. Der Vertrag von Badajoz (6. Juni 1801.) verschloß die Portugiesischen Häfen den Engländern. Der Haß gegen die Engländer, welchen die britische Politik so sorgfältig genährt hatte, trug seine Früchte; die nachherigen Kriege in der Pyrenäischen Halbinsel waren eine Folge davon, nicht ein Ergebniß der Eroberungssucht.

Karl der Vierte hegte damals für den Ersten Konsul die größte Verehrung, und trug dieselbe ganz ohne Grund auch auf dessen Bruder Lucian, Gesandten in Madrid, über. Als er eines Tages mehrere spanische Pferde, die er für den Ersten Konsul bestimmt, genau besichtigt hatte, sprach er zu seinem ersten Stallmeister: „Wie glücklich bist du, ich be-

neide Dich um Dein Glück! Du wirst den großen Mann sehen, wirst mit ihm sprechen! Warum kann ich nicht an Deiner Stelle seyn!"

121.

Während seines letzten Aufenthalts zu Mailand hatte der Erste Konsul eine neue Regierung für Piemont, unter dem Namen einer Konsulta angeordnet. Er hatte schon damals große Lust, dieses reiche und fruchtbare Land dem französischen Gebiet einzuverleiben, und zwar deswegen, weil Ludwig XIV. einige piemontesische Provinzen in seinem Besitz gehabt hatte. Dieser Monarch war der einzige König, für den der Erste Konsul eine wahrhafte Bewunderung hegte; er sagte eines Tages: „Wäre Ludwig XIV. nicht als König geboren, so würde er ein großer Mann geworden seyn; aber er kannte die Menschen nicht, er konnte sie nicht kennen; und dann ist er auch nie im Unglück gewesen*)." Er bewunderte sehr den schwachen Willen des alten Fürsten, der niedergeschlagen, jedoch nicht verzagt war; der sich lieber unter den Trümmern seines Reichs begraben lassen, als in schimpfliche Bedingungen willi=

*) Eine sehr richtige Bemerkung. Wenn ein Fürst schlecht ist, so ist er es gewöhnlich nur darum, weil er das Unglück nicht kennt und nicht im Feuer der Leiden gereinigt wurde. Die höchste Aufgabe der Fürsten=Erziehung ist, sie das Unglück kennen zu lehren.

gen wollte, nachdem er mit den Fürsten Europa's als Gebieter gesprochen hatte.

Von allen Thaten Ludwigs XIV. erregte nichts so sehr die Bewunderung Bonapartes, als daß er einst die Abgesandten des Dogen von Genua nach Paris kommen ließ, wo sie ihn um Verzeihung bitten mußten. Die geringste Verletzung der Rechte und der Würde Frankreichs in fremden Ländern brachte Bonaparte ganz außer sich. Diesen Eifer sah man bei einem Vorfalle, der Anfangs großes Aufsehen machte, zuletzt aber, wie Bourrienne erzählt, mit Hülfe des Goldes gütlich beigelegt wurde, besonders heftig entbrennen.

Zwei Irländer, Napper-Tandy und Blackwell, die in Frankreich erzogen waren und als Offiziere auf den Kadres der französischen Armee standen, hatten sich nach Hamburg geflüchtet. Die britische Regierung reklamirte sie als Vaterlands-Verräther und die Auslieferung fand statt. Da aber die französische Regierung sie als Unterthanen Frankreichs betrachtete, so veranlaßte dies bittere Beschwerden über den Hamburger Senat.

Blackwell war eins der Oberhäupter der verbündeten Irländer gewesen, hatte sich hierauf in Frankreich naturalisiren lassen, und war bis zum Grade eines Eskadron-Chefs gestiegen. Er wurde mit geheimen Aufträgen nach Norwegen gesandt, allein das Schiff, worauf er sich befand, strandete an den Küsten dieses Landes. Er begab sich nach Hamburg, wo er auf Verlangen des Englischen Ministers

(Crawfort) festgenommen wurde. Nach einjähriger Gefangenschaft wurde er nach England gebracht, um daselbst gerichtet zu werden, als die französische Regierung ins Mittel trat, und ihm, wenn auch nicht die Freiheit, doch wenigstens das Leben rettete.

Napper-Tandy war ebenfalls ein Irländer. Um den Verfolgungen zu entgehen, die ihm sein Streben nach der Freiheit seines Vaterlandes zugezogen hatte, floh er auf einer französischen Brigg aus England, landete in Hamburg, und wollte von da nach Schweden übergehen. Da er durch die beiden irländischen Kammern von der Amnestie ausgeschlossen war, so wurde er bei dem Hamburger Senat reklamirt, bei welchem die Ehre und Menschlichkeit von der Gefahr überstimmt wurde; wodurch diese kleine Republik damals mehr von Seiten Englands, als von Seiten Frankreichs bedroht war. Der Senat lieferte also Napper-Tandy aus. Er wurde nach Irland geführt, und zum Tode verurtheilt; aber der Einsprache Frankreichs verdankte er es, daß die Vollziehung seines Urtheils aufgeschoben wurde. Zwei Jahre blieb er im Gefängnisse, bis er endlich, bei Gelegenheit der Friedens-Unterhandlungen, auf französische Vermittelung freigelassen wurde, und nach Frankreich zurückkehren durfte.

Der Erste Konsul sprach Anfangs von einer strengen Rache; allein der Hamburger Senat suchte sich zu rechtfertigen, und fügte dieser Rechtfertigung 4½ Millionen Fr. bei. Dieses besänftigte Bonaparte in Etwas; es war das erste Geld, welches nicht in den

Staatsschatz kam; der Erste Konsul bezahlte davon die Schulden Josephinens, berichtigte die großen Ausgaben für Malmaison, und vertheilte das Übrige an seine Freunde.

122.

Um die Zeit des Lüneviller Kongresses erfuhr der Erste Konsul, daß die Kouriere der Briefposten vielerlei Gegenstände, besonders aber Leckereien für die Tafel begünstigter Personen mit sich führten und gab daher den Befehl, die Briefposten sollten sich künftig nur der Fortschaffung der Depeschen widmen. Gleich am nämlichen Abende erschien Cambacères, der durch seine luxuriösen Mahlzeiten Aufsehen machte und auf dessen Verlegenheit der Erste Konsul sich im Voraus gefreut hatte.

„Eh bien, Cambacères! Was giebt es noch so spät?"

„Ich möchte Sie um eine Ausnahme von dem Befehl bitten, den Sie dem Direktor der Posten ertheilt haben. Wie kann man sich Freunde verschaffen, wenn man nicht mehr im Stande ist, sie mit auserlesenen Gerichten zu bewirthen? Sie wissen ja selbst, daß man größtentheils mit Hülfe der Tafel regiert."

Der Erste Konsul lachte laut, nannte ihn einen Gourmand, und sagte ihm endlich, indem er ihn auf die Achsel klopfte:

„Trösten Sie sich, armer Cambacères, und werden Sie nicht böse! Die Kouriere werden Ihnen auch fernerhin Ihre welschen Hühner mit Trüffeln, Ihre Straßburger Pasteten, Ihre Mainzer Schinken, und Ihre rothfüßigen Rebhühner bringen."

123.

Die Nachricht von dem Tode Pauls I. war für Bonaparte äußerst schmerzlich. In der ersten Aufwallung dieses schmerzlichen Gefühls über einen Verlust, der auf seine Politik einen so bedeutenden Einfluß äußern mußte, diktirte er folgende Note für den Moniteur:

„Paul I. ist in der Nacht vom 23. zum 24. März (1801) gestorben. Die Englische Eskadre hat am 30sten den Sund passirt. Welche Beziehung zwischen diesen beiden Ereignissen stattfinden mag, wird uns die Geschichte lehren."

„So verband er," sagte Bourrienne, „in Einem Gedanken das Verbrechen vom 24. März und die, wie ich glaube, sehr gegründete Angabe der Urheber desselben."

124.

Im Mai 1801 traf der Prinz Ludwig von Bourbon, ältester Sohn des Herzogs von Parma,

welchen der erste Konsul als Entschädigung für Parma zum Könige von Etrurien gemacht hatte, unter dem Namen eines Grafen v. Livorno in Paris ein, um sich von da in sein Königreich zu begeben. Er war schwächlich und litt an der fallenden Sucht. Sein Geist war ungemein beschränkt, sein Geiz ohne Gleichen. *) Arbeit liebte er nicht, und war in dieser Hinsicht das Gegentheil vom ersten Konsul, der den Müssiggang verabscheuete. Folgendes Gespräch entspann sich einst zwischen Napoleon und seinem Mitkonsul Cambacères über den neuen König: „Er ist ein guter Prinz, dem das Wohl seiner lieben, treuen Unterthanen nicht sehr am Herzen liegt. Er plaudert lieber mit alten Weibern, denen er alles Gute von mir sagt, indeß er im Stillen darüber seufzt, dem Oberhaupt der verwünschten französischen Republik seine Erhöhung zu verdanken. Nur mit Spaziergängen, Jagden, Bällen, und in Theatern vertreibt er sich die Zeit." „Man glaubt," bemerkte Cam-

*) Von seiner Gemahlin, der spanischen Infantin Marie Luise, dritten Tochter des Königs Karl IV. sagt Konstant, daß Napoleon sie für verständiger und gebildeter gehalten habe. Sie glänzte weder durch Anmuth noch Pracht; sie ließ sich am Morgen für den ganzen Tag ankleiden, und ging im Garten mit einem Diadem oder mit Blumen in den Haaren und einem Schleppkleide, welches den Sand der Alleen kehrte. Oft trug sie auch eins ihrer Kinder in den Windeln umher, ob es gleich allen Zufällen der Wickelkinder ausgesetzt war. Sie war nicht schön, benahm sich auch nicht ihrem Stande gemäß, ersetzte dies aber Alles durch Güte und häusliche Tugenden, die der erste Konsul aufrichtig schätzte.

bacères, „Sie wollen auf diese Weise den Franzosen Ekel vor Königen einflößen, wie die Spartaner ihre Kinder durch den Anblick eines betrunkenen Sclaven selbst von der Trunkenheit abschreckten." — „Nein, das nicht," erwiederte der erste Konsul, „nicht das monarchische Prinzip soll die Franzosen anekeln, sondern der Besuch des Königs von Etrurien soll nur allen denen, welche den Thron der Bourbonen wieder hergestellt sehen möchten, die Sehnsucht nach den Bourbonen verleiden."

125.

Die Anwesenheit des Grafen von Livorno in Paris warf einen großen Glanz auf die ersten Regierungsjahre Bonapartes, der, wie man überall sagte, **Könige schuf und selbst keiner seyn wollte.**

Bei der Aufführung des **Ödipus** beklatschte man mit Entzücken den Vers Philoktets, wo dieser sagt:

„J'ai fait des Souverains, et n'ai pas voulu l'être."

Der Erste Konsul konnte beim Rückweg vom Theater seine Freude nicht verbergen; er glaubte an diesen Beifallsbezeugungen zu bemerken, daß man Lucians Flugschrift vergessen habe (s. 119.).

Überdies war ihm die freundliche Aufnahme, die das Publikum einem von ihm gekrönten Könige troß der Unfähigkeit desselben zu Theil werden ließ,

nicht

nicht gleichgültig; er fing an, sich mit dem Anblick dessen, was man früher proscribirt hatte, wieder zu befreunden. Er sah mit wahrem Vergnügen, wie sehr man sich beeiferte, den neuen Monarchen zu begrüßen und begegnete den erlauchten Personen äußerlich mit der größten Artigkeit.

Eines Tages, nachdem der Erste Konsul mehrere Stunden mit diesen beiden Eheleuten allein zugebracht hatte, sagte er bei seiner Zurückkunft zu Bourrienne: „Ich bin ganz ermüdet, er ist ein wahrer Automat. Ich habe eine Menge von Fragen an ihn gerichtet, aber er hat mir keine beantworten können; er schien sich immer bei seiner Frau Raths zu erholen, die ihm, so gut sie konnte, zu verstehen gab, was er antworten sollte." Dann fügte er hinzu: „Dieser arme Prinz wird nun abreisen, ohne zu wissen, was er zu thun hat."

Bourrienne bemerkte, wie traurig es sey, daß das toskanische Volk einem solchen Fürsten preisgegeben würde. Er gab ihm zur Antwort:

„Die Politik will es so; und dann ist es auch nicht übel, wenn man der Jugend, die noch nie Könige gesehen hat, zeigt, wie sie gestaltet sind."

Bei einer andern Gelegenheit äußerte der Erste Konsul, daß er von diesem Könige keinen Eingriff in die Unabhängigkeit Roms zu fürchten habe. An Cäsar erinnernd, setzte er hinzu: „Ludwig wird den Rubikon nicht überschreiten."

Ludwig fand in Toskana eine schlechte Auf-

nahme. Sein Königreich dauerte nur 6 Jahre; er selbst starb schon 1803 und die Königin wurde im Jahre 1807 vertrieben.

126.

Eines Tages erhielt der Erste Konsul einen Brief von dem ausgewanderten alten General Durosel, der sich in den armseligsten Umständen auf der Insel Jersey befand. Er bat darin, ihm 25 Louisd'or zu erstatten, die er früher dem Vater des Ersten Konsul geliehen haben wollte. Als Bonaparte den Brief gelesen, sagte er gerührt: „Bourrienne! Das ist etwas Heiliges; verlieren Sie keine Minute; der gute Greis! Schicken Sie ihm die zehnfache Summe. Schreiben Sie dem General Durosel, ich werde mich seiner annehmen. Er soll unverzüglich aus der Liste der Emigrirten gestrichen werden. Wie viel Unheil haben die Banditen des Konvents angerichtet! Ich sehe wohl, ich werde nie Alles gut machen können!"

127.

Im Jahre 1801 suchte eine ziemlich mächtige Partei Bonaparte zu einem Bruch mit dem Papstthum und zur Gründung einer gallikanischen Kirche mit einem in Frankreich residirenden Oberhaupte zu bewegen. Man glaubte seinem Ehrgeiz zu schmei-

cheln, indem man ihm dieses neue Mittel angab, seine Macht zu vermehren, und sich gewissermaßen eine Ähnlichkeit mit den ersten Römischen Kaisern zu geben. Allein seine Ideen kamen mit diesem Plane nicht überein. „Ich bin überzeugt," sagte er, „daß ein Theil von Frankreich protestantisch werden würde, wenn ich diese Neigung begünstigte, aber ich bin noch mehr überzeugt, daß der größte Theil katholisch bleiben, und mit um so größerem Eifer den Abfall seiner Landsleute bekämpfen würde. Ich fürchte die religiösen Zänkereien, die Uneinigkeiten in den Familien und die davon unzertrennlichen Unruhen. Wenn ich die Religion, die immer in dem Lande geherrscht hat, und in den Herzen noch jetzt herrscht, wieder aufrichte, und den nicht herrschenden Religionen freie Übung gestatte, so stehe ich im Einklange mit der Nation und befriedige Jedermann."

Das Resultat dieser Ansichten war die Wiederherstellung des Kultus und das Konkordat mit dem Papste, vom 15. Juli 1801. Aber so weit geht die Verkehrtheit der Menschen, daß auch die Wiedereinführung des Kirchenthums zahlreiche Feinde fand.

„Was mich am meisten erschreckt," äußerte Bonaparte einst, „ist, daß, wenn ich den katholischen Kultus wiederherstelle, jene Menge Feiertage, die man ehemals feierte, zurückkehren. Das Fest der Heiligen ist das Fest des Müssigganges, ich will dies aber nicht haben. Das Volk muß arbeiten, um leben zu können; ich lasse mir vier Tage des Jahres

gefallen, allein dies ist auch Alles, wenn die Herren in Rom damit nicht zufrieden seyn wollen, so jage ich sie zum Teufel."

128.

Als Bonaparte in seiner frühesten Jugend zum erstenmale in Frankreich ans Land gestiegen war, geschah es, daß der Bischof von Marseille, Du Belloy, sey es durch Zufall, oder weil ihm der Knabe empfohlen war, Gelegenheit hatte, ihn zu sehen und ihm Unterstützung anzubieten, die er jedoch nicht brauchte.

Nach dem Abschlusse des Konkordats schlug man dem Ersten Konsul zwanzig Subjekte zum Erzbisthume von Paris vor. Du Belloy war nicht darunter. Er fragte, wo der ehemalige Bischof von Marseille sey?

„Er lebt in der Einsamkeit, weil er bereits über 90 Jahre zählt."

„Du Belloy soll Erzbischof seyn!"

129.

An dem Tage, an welchem der Erste Konsul das Gesetz über den Gottesdienst bekannt machen ließ, stand er sehr früh auf. Während des Ankleidens

kam Joseph Bonaparte mit dem Konsul Cambacères.

„Nun," sagte der Erste Konsul zu letzterem: „wir gehen in die Messe, Konsul; was denkt man darüber in Paris?"

„Viele wollen der ersten Vorstellung beiwohnen," meinte Cambacères, „und das Stück auspfeifen, wenn es nicht amüsirt."

„Wenn einer zu pfeifen anfängt, so lasse ich ihn durch die Grenadiere der Konsular-Garde zur Thür hinauswerfen."

„Wenn nun aber die Grenadiere auch zu pfeifen anfangen?"

„Das befürchte ich nicht. Meine alten Schnurrbärte werden hier in die Kirche gehen, wie sie in Cairo in die Moschee gingen. Sie werden mein Benehmen beobachten, und, sehen sie ihren General sich ernst und anständig benehmen, es ihm nachahmen, und sagen: das ist die Ordre."

„Ich fürchte," sagte Joseph Bonaparte, „daß die Generale sich nicht so leicht fügen werden. Ich komme so eben von Augereau, der gegen diese Kapuzinaden, wie er sie nennt, Feuer und Flamme sprüht. Er und noch Einige werden sich nicht leicht in den Schoß unserer heiligen Mutter Kirche zurückführen lassen."

„Bah, Augereau ist immer so. Er ist ein Schreier, der viel Lärm macht, und doch, wenn er einen einfältigen Vetter hat, ihn ins Seminar schickt, damit ich ihn zum Almosenier mache."

„Übrigens," fuhr der Erste Konsul, zu seinem Collegen gewendet, fort: „wenn nimmt Ihr Bruder seinen Sitz zu Rouen ein? Er hat da das schönste Erzbisthum Frankreichs. Binnen einem Jahre ist er Kardinal, das ist ausgemacht!"

Der zweite Konsul machte eine Verbeugung. Seit dem Augenblicke benahm er sich beim Ersten Konsul mehr als Hofmann, denn als Kollege.

130.

Der Konsular-Hof war im Ganzen sehr irreligiös, und dies konnte auch nicht anders seyn, weil er theils aus denjenigen, die zur Abschaffung des öffentlichen Gottesdienstes in Frankreich am meisten beigetragen hatten, theils auch aus solchen bestand, die ihr Leben im Felde zugebracht hatten. Diejenigen, welche, ohne von religiösen Ideen eingenommen zu seyn, doch so viel Bildung und gesunden Menschenverstand besaßen, daß sie die Glaubensmeinungen Anderer zu achten wußten, wenn sie solche auch nicht theilten, tadelten den Ersten Konsul nicht und betrugen sich mit Anstand, allein Lannes und Augereau wollten auf dem Wege von den Tuilerien nach Notre Dame aus dem Wagen steigen, als sie sahen, daß man sie in die Messe führte; nur ein Befehl des Ersten Konsuls vermochte sie davon abzuhalten. Sie gingen also nach Notre Dame und als Augereau am folgenden Tage von Bonaparte ge-

fragt wurde, wie er die Ceremonie gefunden habe? erwiederte er: „Sehr schön; es fehlte nichts dabei, als eine Million Menschen, die ihr Leben aufgeopfert haben, um das zu zerstören, was wir wieder herstellen.“ Bonaparte wurde über diese Antwort sehr ungehalten.

131.

„Während der Unterhandlungen mit dem Römischen Stuhl,“ erzählt Bourrienne, „sagte mir Bonaparte eines Tages: „„In allen Ländern ist die Religion der Regierung nützlich; man muß sich ihrer bedienen, um auf die Menschen zu wirken; in Ägypten war ich Muhamedaner, in Frankreich bin ich Katholik *). Die Religion eines Staates muß, was das Polizeiliche betrifft, ganz in den Händen des Regierenden seyn. Viele Personen suchen mich zu überreden, eine gallikanische Kirche zu gründen und mich zu ihrem Oberhaupte zu machen, aber diese Leute kennen Frankreich nicht, sonst wüßten sie, daß es, der Mehrzahl nach, weit entfernt ist, sich von Rom losreißen zu wollen. Der Papst müßte mich aufs Äußerste bringen, wenn ich mich dazu entschließen sollte, aber ich glaube nicht, daß er es thun wird.““

„„Sie haben Recht,““ erwiederte ich, „„Sie werden sich erinnern, was der Kardinal Gonsalvi

*) Das heißt, er ehrte die äußere Form.

gesagt hat: der Papst wird Alles thun, was der Erste Konsul wünscht.""

„„Er wird sehr wohl daran thun, er glaube ja nicht, daß er mit einem Einfaltpinsel zu schaffen hat. Rathen Sie einmal, was sie als Beweggrund angeben? Das Heil meiner Seele. Aber für mich besteht die Unsterblichkeit in dem Andenken, das ich in dem Gedächtnisse der Menschen zurücklasse. Dieser Gedanke treibt zu großen Dingen an, besser wäre es, gar nicht gelebt zu haben, als keine Spuren von seinem Daseyn zurückzulassen *).""

Man bemühte sich damals sehr, den Ersten Konsul zu der Ausübung der Religionsgebräuche zu veranlassen; man drang auf die Nothwendigkeit eines Beispiels von oben. Allein er machte diesen Anträgen durch die Erklärung ein Ende: „„für jetzt habe ich genug gethan; verlangt nichts Weiteres von mir, Ihr würdet es nicht erhalten. Ihr werdet mich nie zu einem Scheinheiligen machen. Wir wollen auf unserm jetzigen Standpunkte bleiben.""

*) Bei einer weniger militairischen Metaphysik hätte Bonaparte sich vorgesetzt, was Mayer als das Ziel jeder großen Seele aufstellt: „Strebe dahin, dir einst sagen zu können, ich habe nicht vergebens gelebt. Ich strebte, ich erkannte den Menschen im Menschen, und handelte, wie ich erkannte. Ich steuerte Verderben und riß Geschlechter aus dem Wahn empor, der ihre Seelen vergiftete. Einst blüht mein Grab im stillen Gefilde; einst geht die Nacht des Daseyns an mir vorüber. Aber in deinem Schoße werde ich ruhen, ewige Zeit, dauernd wie du, in meinen Wirkungen nie erlöschen, nie unterdrückt, ein Wesen der Zukunft, ein Genius der Tugend."

Indessen gab Bonaparte später so weit nach, daß er die Messe hörte und zu St. Cloud fand dieser Gebrauch der alten Zeit zum ersten Male wieder statt. Er trug Sorge, daß sie vor der angezeigten Zeit gehalten wurde, damit diejenigen, die sich darüber lustig zu machen pflegten, erst nach Beendigung des Gottesdienstes ankämen.

Wenn der Erste Konsul Sonntags öffentlich in die Schloßkapelle gehen wollte, so brachte man in einem Kabinet, das an das Arbeitskabinet stieß, einen kleinen Altar an. Dieses Gemach war das Andachtszimmer der Anna von Östreich gewesen. Ein kleiner, tragbarer Altar, und ein um eine Stufe erhöhter Fußboden gaben demselben seine ursprüngliche Bestimmung wieder. In der Woche diente dieses Kabinet als Badsaal; am Sonntage hingegen öffnete man die Zwischenthüre und hielt sich in dem Arbeitskabinet auf, um die Messe anzuhören. Es waren der Zuhörer nie mehr, als drei oder vier. Fast jedesmal arbeitete der Erste Konsul während dieser Zeit, die höchstens 12 Minuten betragen mochte. Die Zeitungen verkündigten dann: „der Erste Konsul hat in seinen Gemächern Messe gehört.“

132.

Der Erste Konsul vergaß über den Begebenheiten in Europa seine Lieblings-Eroberung in Ägypten nicht, sie war der beständige Gegenstand seiner Ge-

danken. Er rüstete Schiffe aus, um Verstärkungen dorthin zu senden; aber Alles widersetzte sich der Abfahrt, Jahreszeit, Winde, und die unbegreifliche Unentschlossenheit der Befehlshaber, namentlich des Admirals Gantheaume. Der Aufschub, welchen die Abfahrt dadurch erlitt, machte sie nutzlos; Ägypten mußte vermöge des Vertrages zu El Arysih geräumt werden, und diese Räumung fand am 31. Aug. 1801 statt. Ein hoher Verstand, eine große Fähigkeit, eine gründliche Kenntniß des Kriegswesens hatten Ägypten erobert, die Albernheit und Ungeschicklichkeit Menou's, der nach Klebers Ermordung den Oberbefehl führte, verloren es.

133.

Das Schreiben, welches Bonaparte bei seiner Abreise von Ägypten dem General Kleber zurückgelassen, begann also:

„General! Sie finden den Befehl, das Oberkommando der Armee zu übernehmen. Die Besorgniß, daß die Englische Fregatte, welche hier kreuzt, in jedem Augenblick zurückkehren kann*), macht, daß ich meine Abreise um zwei oder drei Tage beschleunige. Ich nehme die Generale Berthier, Andreossy,

*) Sie war, in der Voraussetzung, Bonaparte befinde sich in Oberägypten, eilig nach Corfu gesegelt, um Wasser einzunehmen.

Murat, Lannes und Marmont nebst den Bürgern Monge und Berthollet mit mir."

„Beigehend finden Sie die Englischen und Frankfurter Zeitungen, die bis zum 10. Juni gehen; Sie werden daraus sehen, daß wir Italien verloren haben und daß Mantua, Turin und Tortona blokirt sind. Ich habe Grund zu glauben, daß Ersteres bis Ende Novembers sich halten wird und hoffe, wenn das Glück mir wohl will, vor Anfang Oktobers in Europa zu seyn."

Im fernern Verlauf des Schreibens versieht Bonaparte seinen Nachfolger mit den nöthigen Instruktionen. Einige Stellen sind interessant, weil sie von dem umfassenden Berechnungsgeiste Bonapartes zeugen.

„Unstreitig werden diesen Winter französische Kriegsschiffe nach Alexandrien, Burlos oder Damiette kommen. Lassen Sie einen starken Thurm in Burlos bauen, suchen Sie fünf bis sechshundert Mamelukenzu versammeln, welche Sie dann, wenn die französischen Schiffe angekommen seyn werden, an dem nämlichen Tage in Kairo und in den andern Provinzen arretiren und nach Frankreich einschiffen lassen. In Ermangelung der Mameluken können Geißeln von Arabern und Scheikhs Helets, die unter irgend einem Vorwande arretirt werden, dieselben ersetzen. Wenn diese Leute einmal in Frankreich angekommen sind, wird man sie dort ein oder zwei Jahre lang behalten, sie werden die Größe unserer Nation sehen, und werden noch einige Begriffe von unsern Sitten und unserer Sprache erlangen, und

nach ihrer Rückkehr nach Ägypten uns dort eben so viele Anhänger machen.“

„Ich habe schon mehrere Male eine Truppe Schauspieler verlangt; ich werde es mir sehr angelegen seyn lassen, Ihnen eine zu schicken. Dieser Gegenstand ist sehr wichtig, sowohl für die Armee als zur Sittenveränderung des Landes.“

„Der wichtige Platz, den Sie nun als Chef einnehmen, wird Ihnen Gelegenheit geben, die Talente, die Ihnen die Natur verliehen, endlich zu entfalten. Das Interesse an dem, was hier vorgeht, ist groß und die Folgen für den Handel und für die Civilisation werden unermeßlich seyn und die Epoche anfangen, wo die größten Revolutionen stattfinden werden.“

„Gewohnt, die Belohnung der Mühe und Arbeit des Lebens in dem Urtheil der Nachwelt zu suchen, verlasse ich Ägypten sehr ungern. Das Interesse und der Ruhm des Vaterlandes, der Gehorsam, die außerordentlichen Begebenheiten, die sich zugetragen haben, bestimmen mich allein, mitten durch die feindlichen Eskadres mich nach Europa zu begeben. Mein Geist und mein Herz wird immer bei Ihnen seyn; Ihre Glücksfälle werden mir eben so theuer als die seyn, an denen ich persönlich Theil nahm und ich werde jeden Tag meines Lebens für übel angewandt betrachten, wo ich nicht etwas für die Armee thun kann, deren Befehl ich Ihnen überlasse, und wo ich nichts zur Befestigung des prächtigen Gebäudes, von dem nun der Grund gelegt ist, noch beitrage.“

„Die Armee, die ich Ihnen anvertraue, ist aus nichts als meinen Kindern zusammengesetzt, zu allen Zeiten, selbst mitten in meinen größten Leiden, haben sie mir Beweise ihrer Anhänglichkeit gegeben. Erhalten Sie sie in dieser Stimmung; Sie sind es der besondern Achtung, die ich für Sie habe, und meiner wahren Liebe für jene schuldig."

134.

Kleber lebte im Elsaß, als die Revolution ausbrach, und obschon er dem Gleichheits-Systeme ganz entgegen war, verließ er dennoch den Östreichschen Dienst, um für dasselbe zu kämpfen. Er war eben zum Adjutant-Major eines Freibataillons am Rhein ernannt worden, als dieses Korps nach Mainz geschickt und daselbst mit der Garnison eingeschlossen wurde, welche die erste Belagerung dieses Platzes auszuhalten hatte. Er zeichnete sich daselbst aus und ging nach der Kapitulation von da als General nach der Vendee, kam dann zur Armee der Sambre und Maas, von der ihn das Direktorium zurückberufte, weil beständig Zwistigkeiten zwischen ihm und dem General Jourdan, der als Chef kommandirte, herrschten. Er war grade in dieser Lage, als Bonaparte ihn in seiner Armee anstellte, um bald dieselben Erfahrungen zu machen, wie Jourdan.

„Kleber war ein braver Mann," sagt Saraoy, „und unstreitig ein tapferer und geschickter General,

aber von einem Karakter, dessen Güte und Schwäche auf das sonderbarste mit seiner hohen Natur, die etwas Imponirendes hatte, im Widerspruche stand. Seine Erziehung schien ihn für die Baukunst bestimmt zu haben; sein Geschmack für den Kriegsdienst hatte ihn aber veranlaßt, in den Niederlanden in ein Östreichsches Regiment zu gehen."

„Er war von Natur widerspenstig und sagte selbst: daß er die Subordination nur unter sich liebe. Sein Verstand war nicht sehr ausgedehnt, und die am wenigsten ungünstige Meinung, die man sich nach seinem Betragen in Ägypten von ihm machen kann, ist die, daß er durch eigne Überzeugung die Folgen nicht begreifen konnte, welche früher oder später aus dem Besitze dieses Landes entstehen mußten. Zu allen diesen Unannehmlichkeiten kam noch seine gänzliche Unwissenheit in Staatsangelegenheiten, so daß er von der Willkühr eines Jedem abhing, besonders derer, die aus ihm ein Mittel zur Rückkehr nach Frankreich machen wollten."

Dies ist ohne Zweifel ein sehr richtiges Urtheil über Kleber. Um Napoleons Pläne zu begreifen, hätte er die Einsichten desselben haben müssen; durch seine Beschränktheit ging das Meiste wieder verloren. Kaum hatte Bonaparte den Rücken gewendet, so entstand zwischen den Offizieren, die in den Armeen im Norden, und an der Sambre und Maas gedient hatten, und denen, die in der Armee von Italien gewesen waren, dieselbe Trennung, welche

früher

früher zwischen den Offizieren des Generals Jourdan und denen des Generals Kleber herrschte, als beide in der Armee der Sambre und Maas kommandirten.

135.

Der Vertrag von El=Arisih, welchen Kleber in unbegreiflicher Verblendung geschlossen hatte, vernichtete das ganze Werk des Generals Bonaparte. Schon hatte Kleber einen Theil des Landes unvorsichtig in die Hände der Türken gegeben, als die Nachricht ankam, daß England den Vertrag nicht ratificiren, vielmehr die französische Armee kriegsgefangen wissen wolle.

Seit diesem Augenblicke änderte Kleber sein Benehmen gänzlich; er täuschte sich nicht mehr über die Meinung, welche er seinem Gouvernement von sich einflößen würde, noch über das Urtheil, welches man über das, was er hätte thun können, was er gethan hatte, und was er nicht hätte thun sollen, fällen würde. Er gab sich alle mögliche Mühe, um die begangenen Fehler wieder gut zu machen, und überließ es der Zeit und der Seelengröße Bonapartes, der inzwischen Erster Konsul geworden war, die Spuren dieser unglücklichen Periode seiner Laufbahn zu verwischen.

Sein bald darauf erfolgter trauriger Tod versöhnte den Ersten Konsul vollends mit ihm, wenn

seine Übereilung auch nicht bereits wieder gut gemacht gewesen wäre.

Nachdem er den Groß-Vezier nach Syrien zurückgeworfen und Kairo wieder eingenommen hatte, wo das Hauptquartier von Neuem hin verlegt worden war, beschäftigte sich Kleber, alles wieder aufbauen zu lassen, was während der kurzen Herrschaft der Türken vernichtet worden war. Eines Morgens, als er mit seinem Baumeister auf der Terrasse seines Gartens spazieren ging, und mit ihm über verschiedene Verschönerungen seiner Wohnung sprach, kam unter dem Gebüsche eines Feigenbaums ein elender, halb nackter Fellah (Bauer) hervor, und überreichte ihm kniend ein zusammengefaltetes Papier; der Architekt sah nach der andern Seite der Terrasse. Während Kleber das Papier aus einander faltete, stieß der Elende ihm einen verborgenen Dolch ins Herz und verdoppelte sogar die Stiche, bis der General niederfiel.

Der Baumeister (Hr. Protain) lief mit seinem Maßstabe auf den Mörder zu, wurde aber selbst verwundet, so daß er ihn nicht ergreifen konnte. Sein Geschrei rief jedoch Menschen herbei; alle Hülfe kam aber zu spät, denn Kleber war bereits todt. Man fand bald darauf den Fellah in dem Garten; er wurde sogleich verhört, verurtheilt und hingerichtet. Er erlitt das Abhauen der rechten Hand und das Aufspießen*) mit derselben Kaltblütigkeit, womit er sein Verbrechen begangen hatte.

*) Die landübliche Strafe.

Dieser fanatische Mensch hieß Soleymann Haleby, war 18 oder 20 Jahr alt, und aus Damas gebürtig. Er sagte aus, daß er auf Befehl des Groß-Veziers abgereist sey, der ihm den Auftrag gegeben habe, nach Ägypten zu gehen und dort den Groß-Sultan der Franzosen zu ermorden, und daß er blos darum seine Ältern verlassen habe. Er hatte beinahe den ganzen Weg zu Fuße gemacht, und von dem Groß-Vezier nur grade so viel Geld empfangen, als er bedurfte, um die Kosten seiner Reise zu bestreiten. In Kairo angekommen, hatte er in der großen Moschee sein Gebet verrichtet und nur erst den Tag vor der Ausführung seines Plans hatte er denselben einem Scherif dieser Moschee anvertraut.

136.

Die Nachricht von Klebers Ermordung machte den Ersten Konsul tief betrübt, und als er die näheren Umstände der Ermordung las, erinnerte er sich sogleich, wie oft er sich in der nämlichen Lage befunden hatte, wie Kleber, als dieser den Stich erhielt, und wie oft er vor der Cisterne gewarnt worden war, in welcher der Mörder sich versteckt hatte. Der Verdacht, Bonaparte habe Klebers Tod gern gesehen oder gewünscht, zeigt von zu tiefer Albernheit seiner Erfinder, als daß er einer Widerlegung bedürfte.

Bonaparte war Klebern, den er auf Desaix's Empfehlung in seinem Heere angestellt hatte, allerdings in Ägypten abgeneigt, weil er alle seine Handlungen bekrittelte, ohne auch nur eine einzige aus dem rechten Gesichtspunkte betrachten zu können. Niemanden behagt es, sich von untergeordneten Geistern kritisirt zu sehen, man pflegt Leuten dieser Art gewöhnlich nicht blos abgeneigt zu seyn, sondern sie zu verachten.

Bei der Belagerung von St. Jean d'Acre sagte Kleber eines Tages zu Bourrienne: „Dein kleiner Spitzbube von Bonaparte, der nur so groß ist, wie mein Stiefel, wird Frankreich unter das Joch bringen. Sieh, welchen verdammten Feldzug er uns machen läßt."

Auf diese Weise träumte, fluchte und tobte er beständig, ging aber tapfer ins Feuer und war der Muth selbst. Bonaparte ließ ihn reden, weil er als General seine Schuldigkeit that.

Die spätern Fehler Klebers in Ägypten hätten ihm allerdings den ganzen Zorn des Ersten Konsuls aufladen können, allein er hatte sie auf eine große Weise wieder gut gemacht und Bonaparte dachte selbst zu groß, um der Hingebung des Generals nicht Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Bei diesen Empfindungen aber konnte Bonaparte den Tod Klebers nur mit jener Bewegung vernehmen, die wir allemal empfinden, wenn uns ein wackerer Gefährte verloren geht, an den der Lauf des Lebens uns knüpfte.

137.

Als Erster Konsul that Bonaparte frühzeitig Schritte, den Ausschweifungen der Presse Einhalt zu thun. Wer die Früchte kennt, welche der Preß-Unfug noch heut in Frankreich trägt, kann sein Verfahren nur billigen; Bonapartes politische Größe war überdem über das Urtheil kurzsichtiger Journalisten erhaben. Bourrienne erzählt, wie er ihn oft habe sagen hören: „Wenn ich der Presse den Zügel nachlasse, so bleibe ich kein Vierteljahr im Besitze der Gewalt.“ Zur Rechtfertigung der Beschränkungen, welche er der Presse auflegte, diente ihm das Beste der Republik, und in der That lehrt die Geschichte der letzten 40 Jahre, daß er allein der Mann war, der die Hyder der Anarchie zu ersticken vermöchte.

Die öffentliche Ruhe und Ordnung ist in allen Staaten der Deckmantel des Preßzwanges; Bonaparte hat demnach gegen die Presse keine größere Gewalt geübt, als alle andere Fürsten seiner Zeit und nach ihm*).

Die Englische Presse trug viel dazu bei, seine Erbitterung gegen seine überseeischen Nachbarn zu steigern. Beständig waren die Englischen Blätter mit Schmähungen gegen ihn gefüllt. Er that mehr-

*) Bis jetzt ist noch kein Preßgesetz gefunden, welches beide Theile, die Regierungen wie die Völker, befriedigen, und ihren gegenseitigen Beschwerden abhelfen könnnte. Der neueste und vielleicht auskömmlichste Vorschlag zu einem solchen Preßgesetze findet sich in der Schrift: die sittliche Erziehung der Menschen und Völker als erstes Bedürfniß der Zeit, Leipzig, Wienbrack, 1833.

mals offizielle Schritte dieserhalb, wandte sich auch einmal persönlich an Hrn. Addington, Kanzler der Schatzkammer, und ersuchte ihn, legislative Maaßregeln gegen die Zügellosigkeit der Journalisten zu ergreifen.

Hr. Addington antwortete ihm eigenhändig in einem langen Briefe. Er gab zu, daß der Mißbrauch der Presse bisweilen zu einer Plage werde, aber die Verfassung lasse einem Jeden den Gebrauch der Feder auf seine eigne Gefahr hin. Man werde für ein, vermittelst eines Libells begangenes Vergehen oder Verbrechen eben so wohl bestraft, als für jedes auf anderem Wege begangenes Vergehen oder Verbrechen. Allerdings entgingen dergleichen Übertretungen bisweilen der Strenge der Gesetze, aber dem könne nicht abgeholfen werden, denn man dürfe der Preßfreiheit durchaus nicht zu nahe treten, da sie in den Sitten der Nation liege. Das Englische Volk habe dieser Freiheit viel zu verdanken, und kein Minister würde den Muth haben, diese Frage beim Parlament zur Sprache zu bringen; Niemand würde sich dieses zutrauen, weil jene Freiheit den Engländern viel zu theuer sey. Überhaupt habe jeder Fremde, und so auch der Erste Konsul, das Recht, vor den Gerichtshöfen Klage zu führen, müsse sich aber in diesem Falle darauf gefaßt machen, daß alle Beschimpfungen, worüber er sich beschwerte, als zum Prozeß gehörige Aktenstücke aufs Neue gedruckt würden. Zuletzt forderte Hr. Addington den Ersten Konsul auf, all diesen Schmutz mit der tiefsten Ver-

achtung zu übergehen und zu thun, wie er selbst (Addington) und viele Andere zu thun pflegten, die sich nicht im Geringsten darum bekümmerten.

Bonaparte konnte sich jedoch nie daran gewöhnen, wie die Engländer, dergleichen Beleidigungen der öffentlichen Blätter zu verachten. Dies lag wohl in seinem Karakter und beruhte keinesweges auf Eitelkeit. Man kann Niemanden, am wenigsten einem Manne auf seiner Stufe anmuthen, gegen Schmähungen gleichgültig zu seyn, es gehört Gewohnheit oder eine gewisse Indolenz dazu, dergleichen zu ertragen; und wenn die Engländer dies thun, so ist dies keinesweges ein Zeichen von Größe des Geistes, sondern nur ein Beispiel von der Sclaverei unter sogenannten Volksfreiheiten, in der sie schmachten, und sie können dabei allerdings nichts besseres thun als — schweigen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Auer, C. F. R.

Napoleon und seine Helden oder Immortellen auf dem Grab der gefallenen
Groeße Sammlung der verbuergten Anekdoten und Charakterzüge, Meinungen und Ansichten von Napoleon und seinen berühmtesten Zeitgenossen
Bd.: 2

Leipzig (1833)

Gall.rev. 1029 z-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10425572-6